

(Aus der Psychiatrischen Klinik Freiburg i. Br. [Prof. Dr. K. Beringer].)

Über das Verhältnis der vitalen zu den höheren Persönlichkeits-schichten bei den psychopathischen Formen.

Von

Hans Kühn, Freiburg i. Br.

(Eingegangen am 29. Januar 1943.)

I.

Seit *J. L. Koch* in seinem 1888 erschienenen Leitfaden der Psychiatrie ein besonderes Kapitel den „psychopathischen Minderwertigkeiten“ widmete, hat sich der Begriff des Psychopathen Bürgerrecht erworben. Je bedeutungsvoller er wurde, nicht zuletzt im Bereich der praktischen Anwendung auf kriminalpsychologische und forensische Fragestellungen, um so mehr bemühte man sich um seine begriffliche Klärung. Je nach den psychologischen, biologischen oder soziologisch orientierten Ausrichtungen wechselte der Begriffsinhalt. Die Divergenz der Auffassungen, die aus diesen verschiedenen Betrachtungsweisen entspringt, ist nicht gering. Wenn man exakt sein wollte, müßte man bei Benützung des Wortes „Psychopathie“ jeweils hinzusetzen, in welchem Sinne man es anwendet. *Paul Schröder* plädiert daher dafür: „Es kann nicht Aufgabe der Zukunft sein, seinen Inhalt einheitlich und eindeutig umschreiben zu wollen. Der Begriff muß zerschlagen werden, soweit er es nicht bereits ist“. Psychopathenlehre könne nichts anderes bedeuten als „Charakterologie außerhalb der Spielbreite des Durchschnittlichen und Normalen“. Dem stimmt im Grunde *Kurt Schneider* zu, wenn er meint, daß es lediglich *praktische* Gründe sind, die den Psychopathiebegriff beibehalten lassen. Als Wissenschaftler dürfe man strenggenommen nur von der „abnormen Persönlichkeit“ sprechen. Auch in dieser Formulierung kommt der Verzicht auf einen wissenschaftlichen Psychopathiebegriff zum Ausdruck, der auf eine engere begriffliche Basis als die einer bloßen Abweichung vom Durchschnitt gestellt ist. Für die Verwendung in der Praxis erweist sich aber der Begriff der „abnormen Persönlichkeit“ als zu unbestimmt. In irgendeinem Maße weichen ja alle Menschen von dem fiktiven Durchschnittsmaß ab und sind somit als „abnorm“ anzusprechen. Da man nun gezwungen ist, in der Praxis mit einem Psychopathiebegriff zu arbeiten, der enger ist als der des abnormen Charakters, so steht man vor dem Dilemma, in der Praxis einen Begriff nicht entbehren zu können, den man theoretisch mit den Mitteln, Gesichtspunkten und Methoden der psychiatrischen Wissenschaft nicht eindeutig zu bestimmen vermag. Angesichts dieser unbefriedigenden Sachlage glauben

wir nicht, leeres Stroh zu dreschen, wenn wir die Frage der Bestimmung des Begriffs „Psychopathie“ erneut einer Untersuchung unterziehen; denn wenn ein Wort sich derart eingebürgert hat und sich als unentbehrlich erweist wie „Psychopath“, so erfaßt es sicherlich etwas Wesentliches.

Die Frage wird daher erneut gestellt, ob es nicht möglich ist, dieses Wesentliche begrifflich klar herauszuarbeiten. Dabei — dies sei vorausgeschickt — leiten uns zunächst nicht praktische Gesichtspunkte, sondern die Frage, ob es nicht möglich ist, durch im Gegenstand selbst liegende Kriterien diesen so zu bestimmen, daß seiner Begriffsbestimmung wissenschaftliche Geltung zukommt.

II.

Zieht man die wichtigsten Linien der historischen Entwicklungswandlung des Psychopathiebegriffs nach, so ist mit *J. J. A. Kochs* psychopathischen Minderwertigkeiten zu beginnen. — Er faßte darunter zusammen: „Alle, seien es angeborene, seien es erworbene, den Menschen in seinem Personleben beeinflussende psychische Regelwidrigkeiten, welche auch in schlimmen Fällen doch keine Geisteskrankheiten darstellen, welche aber die damit beschworenen Personen auch im günstigsten Falle nicht als im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit stehend erscheinen lassen.“ Dieser noch sehr weitgefaßte Begriff wurde später wesentlich eingeengt. Ausgeschieden wurden u. a. die Anomalien der Begabungsseite, z. B. der Schwachsinn, sowie die psychischen Defektzustände nach organischen Läsionen und Entzündungen des Gehirns, die *Koch* noch zu den „psychopathischen Minderwertigkeiten“ rechnete. Wesentlicher als diese zu weite Fassung, die noch allerhand heterogene Tatbestände in sich barg, war für die weitere Entwicklung des Psychopathiebegriffs, daß er durch *Koch* einen ausgesprochenen Wertakzent erhielt. Dies ist ihm später öfter als Fehler vorgehalten worden, z. B. von *Gruhle*, der meint, daß *Koch* mit dem Ausdruck „psychopathische Minderwertigkeiten“ ein Werturteil gefällt habe, welches hauptsächlich soziologisch orientiert sei. Gegen diesen Vorwurf muß man jedoch *Koch* in Schutz nehmen, da er einen *biologischen* Wertbegriff meint. So schreibt er z. B.: „Unsere Minderwertigkeiten bleiben aber immer und überall psychopathische in dem Sinn, daß ihre Ursache organische Zustände und Veränderungen sind, welche jenseits der physiologischen Grenze liegen.“ Er sieht die Ursachen der Psychopathie in einer „angeborenen oder erworbenen Minderwertigkeit der Konstitution des Gehirns“, gemäß den Anschauungen seiner Zeit, in der man an die Möglichkeit einer vollständigen Lokalisation der psychischen Vorgänge im Gehirn glaubte. Wie wenig der Vorwurf, daß *Koch* mit dem Begriff „psychopathische Minderwertigkeiten“ ein soziologisch orientiertes Werturteil gefällt habe, gerechtfertigt ist, geht aus mehreren Stellen seines Werkes hervor, an denen er betont, daß der Terminus „Minderwertigkeit“ keineswegs

besagen solle, „daß immer das ganze psychische Verhalten des Betreffenden minderwertig und ihre ganze geistige Persönlichkeit an und für sich betrachtet, eine niedrigstehende sein müsse“. „Nicht wenige psychopathische Minderwertige, obgleich sie in sich geschädigt und gekürzt sind, ragen doch in manchen geistigen Leistungen, ja nach dem ganzen Wert ihrer geistigen Persönlichkeit, weit hervor.“ Da Koch also in der „psychopathischen Minderwertigkeit“ den Ausdruck einer Fehlanlage oder einer erworbenen Schädigung des Gehirns sieht, so gebraucht er das in diesem Begriff enthaltene Wertmoment nicht anders wie der somatische Mediziner, der von einer angeborenen oder erworbenen Organminderwertigkeit spricht.

Die Einführung eines Wertgesichtspunktes bei der Begriffsbestimmung des „Psychopathen“ hatte aber später manches Mißliche zur Folge, als man in der Anlegung der Wertmaßstäbe nicht mehr so besonnen wie Koch verfuhr. Die von Koch vorausgesetzte Minderwertigkeit der Konstitution des Gehirns kannte man nicht. Überhaupt verlor man nach den klassischen Zeiten der „Gehirnmythologie“ den Glauben an die bedingungslose Lokalisierbarkeit des Psychischen im Gehirn, und damit regte sich auch der Zweifel daran, ob es jemals möglich sein werde, somatisch-biologische Kriterien für die psychopathische Minderwertigkeit aufzufinden. Gleichwohl behielt man einen Wertgesichtspunkt bei, man kam gleichsam von dem „minderwertig“ nicht mehr los; aber man brachte nun das Verhalten des Psychopathen nicht mehr in Bezug zu einer hypothetischen biologischen Grundlage, sondern maß es an seiner *Auswirkung* auf die soziale Umwelt. Damit entstand die bekannte Schwierigkeit. Derselbe Mensch, der sich etwa an einer peinlich konventionellen, umgrenzten und konservativen Umwelt rieb, wurde als anpassungsunfähiger Psychopath bezeichnet, während er in einer seinem aktiven, tätigkeitsbedürftigen Wesen entsprechenden Umgebung, etwa in kolonisatorischer Tätigkeit, wertvolle Leistungen vollbrachte. — So erwuchs das Bestreben, den Psychopathiebegriff nicht in Abhängigkeit von den Wertrichtungen der Gesellschaft, ihrer Forderungen und ihrer Kultur geraten zu lassen. Alle Wertnormen müßten aus der Psychopathologie verbannt werden, sollte diese den Charakter einer reinen Wissenschaft bewahren. Selbst das Werturteil „krank“ dürfe vom Psychiater über einen seelischen Vorgang nicht gefällt werden, es sei denn, er könne die psychischen Symptome auf krankhafte Störungen im Körpergeschehen ursächlich zurückführen (*Kurt Schneider*). Die seelischen Abweichungen von der Norm, die man psychopathische nenne, könnten daher nur als Abweichungen von einer auf statistischem Wege gewonnenen Durchschnittsnorm aufgefaßt werden. So gelangte man zu dem Begriff der „abnormen Persönlichkeit“ oder des „abnormen Charakters“, wobei man unter „Charakter“ bzw. „Persönlichkeit“ unter Ausschluß der Begabungsseite das System der Triebfedern und der

damit in Zusammenhang stehenden Struktur der Gefühle verstand. So definiert *Kurt Schneider* Persönlichkeit als „das Ganze des Fühlens, Wertens, Strebens und Wollens mit Ausschluß der leiblichen Gefühle, leiblichen Strebungen und der auf ihnen beruhenden Wertungen“. Die abnorme Persönlichkeit sei nichts anderes als eine Variation, die erheblich vom Durchschnitt abweiche. Der so völlig wertfrei gewonnene Begriff der „abnormen Persönlichkeit“ sei konstituierend für den wissenschaftlichen Psychopathiebegriff, nicht die praktischen, von den verschiedensten, meist sozialen Wertperspektiven geleiteten Gesichtspunkte, die die Veranlassung dazu gäben, aus der ungeheuren Fülle der abnormen Persönlichkeiten eine Auswahl zu treffen und diese dann Psychopathen zu nennen. Dies ist der Standpunkt, den *Kurt Schneider* und wohl auch *Gruhle* einnimmt. *Kurt Schneider* ist sich bei seiner Begriffsbestimmung des Psychopathen: „Psychopathische Persönlichkeiten sind solche abnorme Persönlichkeiten, die an ihrer abnormen Persönlichkeit leiden oder unter deren Abnormität die Gesellschaft leidet“ völlig im klaren, daß er bei dieser Definition Wertgesichtspunkte, unter anderen auch soziologisch orientierte, in Anwendung bringt und daß sie daher für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar sei. „Der Begriff der psychopathischen Persönlichkeit entspringt dem *praktischen* Bedürfnis der Auswahl, und man muß für wissenschaftliche Untersuchungen stets bei dem Oberbegriff der abnormen Persönlichkeit bleiben“. Logischerweise fallen dann auch nicht nur die negativen, sondern auch die positiven Abweichungen unter die abnormen, vom Durchschnitt entfernten Persönlichkeiten, nicht nur die Gemütlosen, sondern auch die selbstlos sich Aufopfernden, nicht nur der Arbeitsscheue, sondern der auch im Pflichtbewußtsein für das Wohl der Allgemeinheit sich Verzehrende, nicht nur der Schwächling, sondern auch die sthenischen Kraftnaturen usw. Letztlich gehören — gemessen an einem fiktiven Durchschnittsmaßstab — auch die Persönlichkeiten, deren Fühlen und Werten durch einseitige Kulturbetätigung differenziert ist, zu den abnormen Persönlichkeiten, z. B. *Sprangers* Typen des „ökonomischen“, „theoretischen“, „ästhetischen“, „religiösen“ usw. Menschen.

Von neueren Versuchen, dem Psychopathiebegriff eine engere Fassung zu geben, ist der von *Maуз* zu erwähnen, der sich an Gedankengänge anlehnt, die früher schon *Kretschmer* entwickelt hatte. Er wendet gegen *Kurt Schneider* ein, daß er wohl eine klare und saubere Begriffsbestimmung von dem gegeben habe, was er unter abnormen bzw. psychopathischen Persönlichkeiten verstehe, daß man aber mit dem so gewonnenen Begriff in Forschung und Praxis nicht arbeiten könne. Für ihn gehört zum Psychopathiebegriff „irgendwie das Nichtbeseitbare und Anlagemäßige“. Den „Kernpunkt des Psychopathieproblems“ sieht er in einer anderen Formulierung *Kurt Schneiders* getroffen, nach der Psychopathen solche sind, „die infolge ihrer Persönlichkeitsabnormität

mehr oder weniger in jeder Lebenssituation, unter allen Verhältnissen zu inneren oder äußeren Konflikten kommen müssen“. Die anlage-mäßigen Defekte der Substanz, die man hier voraussetzen müsse und die die Ursache für das schicksalsmäßige Scheitern bzw. Versagen der Psychopathen im Leben darstellten, erfordern seiner Ansicht nach die Ausrichtung an einer *biologischen Wertnorm*. Psychopathisch bzw. normal und gesund sind bei ihm daher gleichbedeutend mit „biologisch unerwünscht bzw. erwünscht“. Er betont, daß diese Betrachtungsweise an einer „konstitutionell gewissermaßen neutralen psychologischen Typenlehre“ wie derjenigen *Schneiders* undurchführbar sei, und er fordert, daß die Psychopathieforschung in den Mittelpunkt die Aufstellung psychophysischer Konstitutionstypen zu stellen habe, an denen man deutlich die Merkmale biologischer Minderwertigkeit konstatieren könne. *Mauz* führt also im Grunde wieder den alten *Kochschen* Begriff der „psychopathischen Minderwertigkeit“ ein, nur mit dem Unterschied, daß er die biologische Minderwertigkeit nicht in einer Fehlanlage oder erworbenen Schädigung des *Gehirns* wie jener, sondern in einer biologisch ungünstigen Abweichung der psychophysischen Konstitution verankert sieht.

Von juristischer Seite ist schließlich noch eine Stellungnahme von *Mezger* zu unserem Problem zu erwähnen. Er spricht sich dafür aus, daß man bei der Abgrenzung des Psychopathiebegriffs „mit jenem Bild einer menschlichen Durchschnittsnorm nirgend zu Ende komme“. Bei den Psychopathen handele es sich nur um eine kleine Auswahl, und zwar um gewisse „Minus-Typen“ unter den abnormen Persönlichkeiten, deren Abgrenzung „ohne wertende oder mindestens wertbezogene Gesichtspunkte“ nicht möglich sei. Er möchte daher gerne den alten Terminus von *Koch* „psychopathische Minderwertigkeiten“ für diese eingeführt haben, deren „Subsumption unter den Krankheitsbegriff doch mehr oder minder Geschmacksache sei“. *Mezger* ist im übrigen der Auffassung, daß die Abgrenzung einer engeren, Psychopathie benannten Gruppe aus der Fülle abnormer Persönlichkeiten nicht möglich sei, ohne soziale Wertungen in Anwendung zu bringen.

In beiden Arbeiten tritt die Problematik des wissenschaftlichen Psychopathiebegriffs klar zutage. Sie gehen beide von der Erkenntnis aus, daß der Begriff der abnormen Persönlichkeit unzulänglich ist und sind bestrebt, durch Einführung von *Wertgesichtspunkten* zu einer engeren begrifflichen Fassung zu gelangen. *Mezger* greift auf soziale Wertmaßstäbe zurück, die für den Psychopathologen nicht annehmbar sind, *Mauz* auf einen biologisch fundierten. Aber wie soll man die biologische Minderwertigkeit empirisch festlegen, wenn man sie in einer biologisch ungünstigen Variation der psychophysischen Konstitution sieht, die mindestens so hypothetisch ist wie *Kochs* „Minderwertigkeit der Konstitution des Gehirns“. Die Dürftigkeit unseres Wissens über psycho-

physische Zusammenhänge gestattet uns nicht, eindeutige somatische Kriterien für die Umgrenzung des Psychopathiebegriffs aufzustellen.

Eine wesentliche sachliche Einengung erfährt der Begriff des Psychopathen durch die Einführung des Anlagefaktors. Diesem ist öfters Rechnung getragen worden, so etwa von *Gruhle*, der von einer „eingeborenen erheblichen Abweichung vom Häufigkeitstypus“ spricht. Auch in der schon erwähnten Formulierung *Kurt Schneiders*, daß Psychopathen solche abnormen Persönlichkeiten sind, „die infolge ihrer Persönlichkeitsabnormalität mehr oder weniger in jeder Lebenssituation, unter allen Verhältnissen zu inneren oder äußeren Konflikten kommen müssen“, ist die Betonung des Anlagemäßigen eingeschlossen. Man muß sich aber klar machen, daß man damit den Psychopathiebegriff auf eine sehr viel engere begriffliche Basis als die der abnormen Persönlichkeit gestellt hat. Das anlagemäßige Abnorme ist ein spezifischer Sonderfall des seelisch Abnormen schlechthin. Dieses nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Ausführungen.

III.

Wenn man von einer anlagebedingten Abnormalität spricht, dann meint man damit etwas Seelisches, das sich unabhängig von den Erlebnissen, den Milieuverhältnissen und dem bewußten Wollen, Streben und Wünschen der Persönlichkeit schicksalsmäßig einstellt. Alle seelischen Vorgänge beim erwachsenen Menschen sind natürlich durch Umwelt einflüsse modifiziert, so daß es ausschließlich anlagebedingtes Seelisches nicht gibt. Die Bedeutung dieser verändernden äußeren Einflüsse wechselt aber in außerordentlichem Maße und sie treten bei manchen seelischen Phänomenen hinter der endogenen Komponente so zurück, daß man sie vernachlässigen kann. Betrachtet man nun die Sphäre des Fühlens und Strebens, mit welcher wir es bei der Behandlung des Psychopathieproblems vornehmlich zu tun haben, unter dem Gesichtspunkt, welches Gewicht der Anlage bei dem Zustandekommen der einzelnen Gefühle und Bestrebungen zukommt, so wird man keinen Zweifel haben, daß dieses ganz außerordentlich verschieden ist bei Gefühlen wie Güte, Demut, Neid, Haß, Mißmut, Heiterkeit, Verstimmtheit, leibliche Frische und Mattheit oder bei Strebungen wie Erkenntnistrieb, Pflichtgefühl, Erwerbssinn, Geiz, Selbständigkeitstreng, Egoismus, Geselligkeitsbedürfnis, Geltungssucht, Aktivitätsbedürfnis, und schließlich bei vitalen Trieben. Ehe wir die Frage nach der Bedeutung des Anlagefaktors bei den einzelnen Gefühlen bzw. Strebungen beantworten können, ist eine kurze phänomenologische Betrachtung des Gefühlslebens notwendig, die sich im wesentlichen an die Analysen *Schelers* in dessen Werk: „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“ anlehnt. Da jedes Gefühl zugleich auch eine Strebensanlage darstellt, so gelten unsere Ausführungen über die Gefühle mutatis mutandis auch für die Strebungen.

Vergleicht man etwa ein Gefühl wie den Neid mit der vitalen Dysphorie, der mißmutigen Verdrossenheit, so fällt zunächst als wesentliches Unterscheidungsmerkmal auf, daß der erstere auf gewisse gegenständliche Erlebnisse intentional bezogen ist, die letztere aber nicht. Der Neider ist neidisch auf etwas, und zwar auf ein begehrtes Gut, das er im Besitze eines anderen wahrnimmt und das er sich selbst ohnmächtig zu erlangen fühlt. Ohne das Erlebnis dieser neiderweckenden Situation wird der Neid nicht manifest, d. h. der Neid bedarf, um bei seinem Träger in Erscheinung zu treten, eines neiderregenden äußeren Anlasses, durch den er erst geweckt wird. Hingegen ist die dysphorische Verstimmtheit bei dem mit ihr Behafteten einfach da, wobei die Frage nach dem „Warum“ ihres Vorhandenseins aus der Kenntnis der Erlebnisse des Betreffenden nicht zu beantworten ist. Sie hat keine Zeigefunktion auf die Objektwelt, sondern ist ein rein subjektives Gefühl. Es läßt sich nicht wie der Neid „verständlich“ aus bestimmten gegenständlichen Erlebnissen ableiten, sondern nur kausal durch Erforschung seiner biologischen Anhängigkeiten „erklären“. Man nennt die Gefühle vom Typus des Neides, weil ihnen eine unmittelbare intentionale Bezogenheit zu bestimmten gegenständlichen Objekten und zwar zu den Werten eigenmäßig ist, „gerichtete Gefühle“ (*Lersch*) und hebt sie damit von den vitalen Gefühlszuständen ab, die lediglich auf den subjektiven Zustand ihres Trägers hinweisen. Für die Ausgestaltung der Sphären der vitalen, ungerichteten und der seelischen, gerichteten Gefühle sind nun die Erlebnisse von sehr verschiedenem Belang. Auf die Hervorhebung dieses Punktes kommt es uns vor allem an. Der konstitutionell Dysphorische trägt seine Verstimmtheit in allen Wechselfällen des Schicksals, mögen sie ihm nun günstig oder ungünstig sein, ziemlich unverändert zur Schau. Eine direkte reaktive Beeinflußbarkeit der Dysphorie durch die Umwelt ist nicht möglich. Sie kommt höchstens indirekt über die gerichteten Gefühle zustande, die auf die vitalen Gefühle abfärbten. Die Einwirkung der Erlebnisse auf den „endothymen Grund“ (*Lersch*) ist also sehr geringfügig. *Hier hat die Anlage das entscheidende Gewicht.* Mit den intentionalen Gefühlen verhält es sich dagegen wegen ihrer Gegenstandsbezogenheit anders. Man kann vom Neider nicht sagen, daß ihm sein Neid als schicksalhaftes Attribut seines Charakters in die Wiege gelegt wird, so wie dem Dysphorischen die Art seiner Gestimmtheit. Gewiß wäre es verfehlt, die Bedeutung der Anlage für sein Auftreten ganz zu leugnen und dafür ausschließlich die Erlebnisse verantwortlich zu machen. Nirgend findet sich im Seelischen eine „*Tabula rasa*“, auf der die Eindrücke des Lebens widerstandslos ihre Spuren hinterlassen könnten. So bedingt, wie *Lersch* gezeigt hat, die endogene Dysphorie und die damit zusammenhängende Unzufriedenheit mit sich selbst eine feindselige Haltung zur Umwelt, die ein günstiger Nährboden für den Neid ist. Insofern gibt es anlagemäßige endogene Dispositionen für den Neid

wie überhaupt für alle gerichteten Gefühle. Zu dieser Anlage muß aber das spezifische Erlebnis hinzukommen, damit das gerichtete Gefühl in Erscheinung tritt. So wäre der Neider nicht neidisch geworden, wenn er niemals einen Anlaß zum Neidischwerden begegnet wäre. Weil den intentionalen Gefühlen eine reaktive Aktualisierung einer latenten Haltung generell oder speziell eignet, gewinnt für ihre endgültige Ausformung und Gestaltung der Einfluß der Erlebnisreize eine große Bedeutung. So gedeiht der Neid besonders günstig bei Menschen, die in ärmlichen, gedrückten, Verbitterung erzeugenden Verhältnissen leben. Von diesem Teil des Charakters gilt daher mit Recht, daß er sich „im Strom der Welt bildet“.

Ein weiterer Unterschied, der bei der Gegenüberstellung von Neid und vitaler Dysphorie in die Augen tritt, liegt in dem verschiedenen Ichgehalt der beiden Gefühle. Alle seelischen Phänomene spielen sich, wie die Schichtenlehre gezeigt hat, nicht in einer Ebene ab, sondern sind gemäß ihrer größeren oder geringeren Ichnähe bzw. Ichferne in mannigfacher Weise abgestuft und gehören somit verschiedenen seelischen „Schichten“ an. Dabei ist die Ichferne gleichbedeutend mit Leibnähe und umgekehrt. Zwischen den beiden extremen Polen rein ichhafter Akte, z. B. bewußtes Denken und Wollen und rein eshafter Zustände der leibnahen Vitalpsyche, z. B. der vitalen Stimmungen, gibt es alle möglichen Zwischenstufen. Der Ichgehalt einer seelischen Erscheinung hängt davon ab, welche Stelle sie zwischen Ich und Es einnimmt. Betrachten wir nun den Neid und die vitale Dysphorie unter dem letzteren Gesichtspunkt, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß der erstere dem Ichpol, der letztere dem Espol nähersteht. Der Neid ist „von Hause aus eine Ichqualität“ (*Scheler*), was von der vitalen Verstimmtheit nicht gilt. Das Verhältnis des Ich zu beiden Gefühlen ist daher ein grundsätzlich anderes. Der konstitutionell Dysphorische mag von seiner Lebensgrundstimmung sprechen wie von einem körperlichen Leiden, weil er fühlt, daß es sich hier um ein neutrales „Es“ handelt, das seine Wurzeln in unbekannten biologischen Vorgängen hat, die mit den Intentionen seines Ichs unmittelbar nichts zu tun haben. Wie er sich auch einstellt, in welche Sinnzusammenhänge auch seine ichhafte geistige Person hineinverflochten ist, die Verstimmung ist bei ihm mehr oder minder vorhanden. Er braucht sich daher auch gar nicht verantwortlich für diese zu fühlen, ebensowenig wie etwa für seine körperliche Konstitution. Vom Standpunkt des „Ich“ aus gesehen, handelt es sich hier um ein „Nichtich“, ein „Es“, welches der „Person“ nicht angehört und daher auch von dieser in der denkenden Betrachtung leicht objektiviert zu werden vermag.

Ganz anders steht der Neidische zu seinem Neid. Zwar ist sein Ich nicht unmittelbar im Spiele, wenn er von ihm angewandelt wird. Der Vorgang des Neidischwerdens stellt vielmehr ein unwillkürliches, passives

emotionales Affiziertwerden dar. Es ist ein „Erleidnis“, das den Menschen ungerufen überkommt. Es ist jedoch nicht so, daß es sich ausschließlich um eine „freisteigende“, „autochthone“ Regung aus dem vitalen Gefühlsgrund handelt, die gar keine Wurzel in den höheren seelischen Schichten besitzt. Denn daß der Mensch vom Neide gepackt wird, hängt außer dem Vorhandensein einer spezifischen Anlage und der Wirksamkeit neiderweckender Erlebnisse auch von der „Einstellung“, der „Stellungnahme“, den „Zielsetzungen“ des Ich bzw. der Person ab. So wird ein Mensch, dem es im wesentlichen nur um die Durchsetzung privater Ansprüche und Vorteile zu tun ist, eher neidisch werden als derjenige, der sein Leben selbstlos dem Dienst einer Sache, einer Aufgabe geweiht hat. Wenn aber gar der Neid nicht nur eine vorübergehende Anwandlung ist, sondern — wie beim mißgönnenden Menschen — zu einer emotionalen Dauerhaltung wird, kann dies nur geschehen, wenn das Ich zum Neide Ja gesagt, sich mit ihm identifiziert hat. Wir sprechen in einem solchen Falle von neidischer „Gesinnung“ und machen ihrem Träger daraus einen moralischen Vorwurf, und zwar mit vollem Recht. Denn das Ich, an das allein es Sinn hat, moralische Appelle zu richten, ist ja an ihrem Zustandekommen direkt und unmittelbar beteiligt. Auch dürfte es, neben anderen Gründen, aus einem instinktiven Verantwortungsgefühl für ihre neidische Gesinnung herrühren, daß Menschen von scheel-süchtigem, hämischem Wesen ihren Neid vor sich und der Mitwelt zu verbergen suchen und ihn sich nicht eingestehen wollen. Solange das Ich keine Schwenkung seines bisherigen Kurses vornimmt, d. h. seine Gesinnung ändert, ist es kaum imstande, eine Haltung objektivierender Distanz zu seinem neiderfüllten Charakter einzunehmen; es sei denn, es wäre von satanischem Geiste besetzt und hätte die letzten Reste von Verehrung der Tugend abgestreift, die, wie man witzig gesagt hat, der Heuchelei zugrunde liegen. Nebenbei gesagt, beruht die ethisch reinigende Wirkung, die jede ehrliche Selbstdurchleuchtung zur Folge hat, im wesentlichen darauf, daß es sehr leicht ist, eine gemeine Gesinnung zu besitzen, aber sehr schwer, zugleich diese Gemeinheit vor sich selber zu ertragen.

Können die Ichgefühle also auch vom Ich nicht willkürlich hervorgerufen und gelenkt werden, so werden sie doch von ihm auf dem Umwege über die Gesinnung auf das stärkste beeinflußt. Die sich in einem Gesinnungswandel vollziehende Änderung des Wertsystems einer Persönlichkeit bedingt eine Aktualisierung und Belebung bisher latent gebliebener, verdrängter Gefühlsregister, während die Gefühle, auf denen bisher der Hauptakzent ruhte, in den Hintergrund rücken und wie jede Funktion, die nicht genügend geübt wird, eine Schwächung erleiden. Diese Tatsache steht auf Grund der apriorischen Zusammenhänge, die zwischen Gefühl und Wert bestehen, fest. Jeder echte Wandel der subjektiven Wertungen muß eine gleichlaufende Änderung der „emotionalen Antwort-

reaktionen“ auf objektive Wertverhalte zur Folge haben. Wenn ein Mensch infolge eines Bekehrungserlebnisses von der Nichtigkeit der irdischen Güter durchdrungen ist, so kann er nicht mehr die gleiche Freude an seinem Besitz haben wie vielleicht vordem. Hat er sie noch, so war er eben nicht bekehrt. Freude am Besitz und Überzeugsein von der Nichtigkeit der irdischen Güter schließen sich mit derselben Evidenz aus wie der Satz, a sei wahr, den Satz, a sei nicht wahr. Indem der Mensch sich zu anderen Werten bekennt, gruppiert sich auch seine Gefühls- und Triebfederstruktur um. In religiöser Ausdrucksweise: Der Geist wird Fleisch. Geht der Prozeß der Umgestaltung des Gefühlslebens auf Grund einer Gesinnungsänderung faktisch auch nicht von heute auf morgen vor sich, da sich die Spuren der bisher eingenommenen seelischen Haltung nicht mit einem Schlag auslöschen lassen, so kann doch allmählich unter seinem Einfluß eine ganz neue Persönlichkeit entstehen, aus dem „alten Adam“ ein „neuer Adam“ werden.

Es ist hauptsächlich das Verdienst *Max Schelers*, die Bedeutung der Intentionen des Ich, die auf die ontischen Werte gerichtet sind, für die Gestaltung der höheren emotionalen Erlebnisweisen aufgewiesen zu haben. Er widerlegte jene Anschauungen, die der gesamten emotionalen Sphäre jeden „Sinn“ und „intentionalen Gehalt“ absprechen wollen und sie nur „als einen Ablauf kausal bewegter Zustände nehmen, die sinn- und ziellos in uns abrollen“. Vielmehr gilt, daß ein Mensch, dessen seelische Gefühle nicht motiviert sind und dessen Gefühlskontinuität mit den wechselnden emotionalen Leibzuständen fortwährend aus-einanderbräche, so unverständlich wäre, wie ein intellektuell erheblich gestörter“. Er führte den Nachweis, daß es auch auf dem Boden des „Alogischen im Geiste“ echte „Sinngesetze“ gibt, die „a priori“ einsichtig sind, und „deren Gesetzmäßigkeit ebenso unabhängig von der psychophysischen Organisation ist wie die des reinen Denkens und sich, wie die letztere, ebenfalls nicht auf die Regeln des empirischen Seelenlebens zurückführen lassen“. Wie es nicht Sache der empirischen Psychologie sein kann, etwas über die Gültigkeit logischer Schlüsse auszumachen, so ist sie ebensowenig zur Erforschung der Zusammenhänge kompetent, die zwischen einem intentionalen Gefühl, z. B. der Reue und bestimmten Werterlebnissen bestehen. Hier liegen „verständliche Zusammenhänge“ vor, die ihre Evidenz in sich selbst besitzen. Sie werden nicht empirisch-induktiv aufgefunden, sondern „gehen als Voraussetzung in alles empirische Verstehen, in das Verstehen sowohl fremder Menschen als auch in das Verstehen unserer eigenen empirischen Erlebnisse ein“. Mit diesen Erkenntnissen ist der alte Gedanke *Pascals* einer „ordre“ oder „logique du coeur“ zu neuem Leben erweckt.

Wir haben ziemlich weit ausgeholt, ehe wir an die Beantwortung des Problems, das wir uns eingangs gestellt hatten, herantreten, nämlich die Frage nach der Anlagebedingtheit der Gefühle und Strebungen.

Doch schien uns dieser Exkurs in ein Gebiet, das etwas abseits der gewohnten Bahnen psychiatrischen Denkens liegt, unumgänglich, um die Grenzen einer biologisch-kausalen Betrachtungsweise, die ja auch unserer Fragestellung zugrunde liegt, auf emotionalem Gebiet deutlich zu machen. Denn es leuchtet jetzt ein, daß alle Gefühle und Strebungen, soweit sie einerseits auf gegenständliche Wertvorhalte „gerichtet“ sind, andererseits Ichgehalt besitzen, d. h. Ichgefühle und Ichstrebungen sind, mit einer im biologischen Geschehen wurzelnden Anlage nur in sehr bedingter Weise zu tun haben. Denn bei dem Zustandekommen von diesen treten neben die Anlage als konstellierende Momente sowohl die Gesinnung der Person als Ausdruck ihres Wertsystems als auch die Einflüsse durch das umgebende Wertmilieu. Das intentionale Fühlen und Streben gehört also einer seelischen Schicht an, die einerseits vom Es her mit „Substanz“ gespeist wird, andererseits vom Ich organisierende Einflüsse empfängt. In ihr reichen sich Ich und Es also gleichsam die Hand. *Rothacker* nennt sie die „Persönlichkeits- oder Personsicht“. „Diese vom Ich und der erziehenden Gesellschaft organisierte, durch Lebenserfahrungen regulierte Schicht ist mit Hilfe der ständig bereit stehenden Ichfunktion die oberste Schicht des zum „Charakter“ gereiften Menschen“. „Hier gelangen die angeborenen und für den Menschen spezifischen Anlagen und Fähigkeiten sprachlicher, intellektueller, moralischer, künstlerischer, religiöser Art zu ihrer variablen Ausbildung“. *Rothacker* zitiert in diesem Zusammenhang ein Wort von *Janet*: „Der Organismus ist fertig, wenn wir zur Welt kommen, aber die Persönlichkeit ist nicht fertig“. Mit anderen Worten, die seelischen Gebilde der Personsicht und damit auch die personalen Gefühle und Strebungen sind nicht naturhaft gewachsen wie die Vitalpsyche, sondern sie stellen in einem gewissen Sinn künstliche „Organisationsprodukte“ des Ich sowie soziologisch-kultureller Einwirkungen dar. Die Anlage liefert für ihre Gestaltung nur das Rohmaterial, mit dem das Ich und die soziale Umwelt wie der Bildhauer mit dem Marmor noch recht selbstherrlich schalten und walten. Und ebensowenig wie es durch den Stoff bestimmt wird, welches Gebilde daraus die Hand des Künstlers formt, so wenig wird durch die seelische Anlage der Weg der endgültigen Ausgestaltung des Charakters beim erwachsenen kulturgebundenen Menschen vorgezeichnet. Will man also das Anlagemäßige auf dem Gebiet des Gefühls- und Strebenslebens rein herausschälen, so muß man von den der Personsicht zugehörenden seelischen Qualitäten absehen. Wir müssen es vielmehr in einer seelischen Schicht suchen, die ein gegenüber dem psychischen Oberbau verhältnismäßig autonomes Dasein besitzt und für welche eindeutige biologische Anhängigkeiten bestehen. Dies ist die Schicht der Vitalseele, der leibnahen seelischen Vorgänge, in der die seelischen „Radikale“ zu finden sind, die direkt zu körperlichen Prozessen in Beziehung zu setzen sind und die auch eine erbbiologische

Selbständigkeit besitzen. Die anlagebedingten Variationen des Fühlens und Strebens, als welches sich das Wesen des Psychopathischen gemäß unserer früheren Definition darstellt, können also nur solche der Vitalpsyche sein.

Um einem Einwand, der sich hier erheben könnte, gleich vorzubeugen, sei hinzugefügt, daß die Trennung der vitalen von der „geistigen“ Fühlssphäre sicherlich theoretisch im Sinne des Methodischen ist. De facto sind Ich- und Esschicht in jedem Moment zusammen wirksam. Gerade auf emotionalem Gebiet ist ihre gegenseitige Verflechtung eine sehr innige. Wenn wir soeben die Bedeutung geistiger Sinnzusammenhänge für die Gestaltung des höheren Gefühlslebens infolge der apriorischen Beziehungen, die zwischen gerichtetem Gefühl und Wert bestehen, herauszustellen suchten, so wollen wir damit natürlich nicht leugnen, daß auch für die höheren Gefühle und Strebungen kausale biologische Abhängigkeiten bestehen. „Der Geist schwebt nicht über den Wassern“ (*Hoche*). Jedes gerichtete Gefühl der Personenschicht ist fundiert auf bestimmte Vitalgefühle, die zu ihm im Verhältnis einer besonderen „Affinität“ (*Lersch*) stehen. So besteht etwa eine innige Verwandtschaft zwischen der vitalen Traurigkeit und dem seelischen Gefühl der Trauer, indem die erstere eine verstärkte Neigung zum traurigen Reagieren bedingt. Ähnliche Zusammenhänge gelten für Heiterkeit und Freude, Mißmut und Ressentiment, sozialer Trieb und Liebe usw. Ist das vitale Fundament nicht intakt, so kann auch das gerichtete Gefühl nicht in Erscheinung treten. Liegt also bei einem Menschen eine angeborene mangelhafte Ausbildung seiner vitalen sozialen Triebe vor, so ist damit auch seine Liebesfähigkeit beeinträchtigt. Die intentionale Gefühlss- und Triebfegersphäre hat also außer der „geistigen“ eine vitale Wurzel, die nur aus der besonderen anlagebedingten biologischen Organisation der Vitalseele „erklärbar“ ist. Die ursächliche Bedeutung der Anlage für die Ausgestaltung des personalen Gefühls- und Strebenslebens wird somit ausdrücklich von uns anerkannt, aber zugleich hervorgehoben, daß sie hier nicht den ausschlaggebenden Faktor darstellt wie auf vital-seelischem Gebiet, sondern daß neben sie als gleichgewichtige Faktoren treten die von dem umgebenden Wertmilieu ausstrahlenden „Feldwirkungen“, sowie die von der „Gesinnung“ der „Person“ ausgehende seelische Formkraft. Durch die Anlage werden zwar der Ausbildung der Personenschicht gewisse unübersteigliche Grenzen gesetzt, aber es wird durch sie nirgend etwas in endgültiger Weise determiniert. Vielmehr bleibt immer noch ein weiter Spielraum für individuelle Variationen je nach Art der anregenden und bildenden Einwirkungen durch Selbst-erziehung und Umgebungseinflüsse. Die Untersuchungen an eineriigen Zwillingen haben demgemäß ergeben, daß die Ausbildung der Sphäre des personalen Fühlens und Strebens bei ihnen trotz gleicher Anlage weitgehende Unterschiede aufweisen kann.

Anlagemäßige Variationen der Persönlichkeit sind also solche der Vitalseele. Mag es auch im Einzelfall infolge der aufgewiesenen engen Beziehungen des „endothymen Grundes“ (*Lersch*) zu den gerichteten Gefühlen und Strebungen Schwierigkeiten bereiten, zu bestimmen, ob ein Gefühl bzw. eine Strebung der Ich- oder der Esshicht angehört, gesichtspunktmäßig ist die Unterscheidung des vitalen und des personalen Fühlens und Strebens klar und eindeutig. Sieht man also, entsprechend unserer These, das Wesen des Psychopathischen in einer Abnormität der seelischen Anlage, so wird man es nicht durch Eigenschaften bestimmen dürfen, die der Personenschicht zuzurechnen sind. Es wäre daher auch ganz unsinnig, etwa von einem „boshaften“, „grausamen“, „neidischen“, „verbitterten“, „lieblosen“, „gehässigen“, „egoistischen“, „verantwortungslosen“ usw. Psychopathen zu sprechen. Alle diese Eigenschaften können eine anlagemäßige und damit psychopathische Wurzel haben, brauchen es aber nicht. Sie können sich ebenso gut aus Milieuschäden, aus moralischer Entwurzelung u. dgl. herleiten. Im Hinblick auf Erfahrungen der Zeit nach dem ersten Weltkriege stellte *Carl Schneider* einmal fest, daß „ein Abgleiten auf eine abschüssige Bahn, der Verlust fester Lebensziele auch unter anderen Bedingungen als der psychopathischen Entartung erfolgen kann“. Nicht die Lieblosigkeit stempelt einen Menschen zum Psychopathen, sondern der ihr vielleicht, aber durchaus nicht notwendig zugrunde liegende anlagebedingte Defekt der sozialen Triebe, auf denen die höheren sozialen Erlebnisweisen basiert sind. Lieblos kann nämlich ein ursprünglich ganz normal veranlagter Mensch auch erst werden, wenn er in einer rohen und brutalen Umgebung aufwächst, in welcher alle seine höheren altruistischen Rengungen im Keim erstickt werden; oder wenn er sich zum Ziel setzt, um jeden Preis zu wirtschaftlichem Erfolg zu kommen und dabei im Notfall auch bereit ist, „über Leichen zu gehen“. Soll der Psychopathiebegriff also nur das anlagemäßige Abnorme umfassen, wofür wir hier plädieren, so müssen die Abnormitäten des intentionalen Fühlens und Strebens aus ihm sorgfältig verbannt werden.

IV.

Mit der allgemeinen Kennzeichnung der psychopathischen Stigmen als vitalseelischer Anomalien wäre für die Praxis wenig gewonnen, wenn die Vitalpsyche im Rahmen des Gesamtseelischen nicht eine relative Autonomie besäße, welche es gestattete, aus komplexen seelischen Zuständen das vitale Fundament, auf dem sie ruhen, verhältnismäßig leicht zu isolieren. Denn wie sollte man das letztere in concreto bestimmen, wenn die vitalseelischen Vorgänge durch ihre innige Verflechtung mit dem psychischen Oberbau eine Transformation ihres ursprünglichen Wesens erlitten, so daß der Habitus, der ihnen von Hause aus eigen ist, dadurch ganz entstellt und unkenntlich geworden wäre?

Damit wäre die „natürliche“ Teleologie der vitalseelischen Prozesse aufgehoben, und wir bekämen beim Menschen nur eine durch gewaltsame Eingriffe von seiten des Ich künstlich modifizierte, stilisierte, vergewaltigte, „emotionale Tiefenperson“ zu Gesichte. Die Vitalseele wäre dann ein mangelhaftes, ergänzungsbedürftiges, der „Führung“ durch das Ich bedürftiges Etwas, das man nicht für sich gesondert, sondern nur in Beziehung auf den seelischen Oberbau betrachten dürfte. Den sich aus derartigen Überlegungen herleitenden Einwänden gegen eine Abtrennung der Vitalpsyche ist jedoch zu entgegnen, daß man bei aller Anerkennung der engen Zusammenhänge, die Seelisches mit Seelischem verbinden, trotzdem *methodisch* zu dieser begrifflichen Isolierung berechtigt ist, weil der Vitalschicht in der Tat trotz ihrer innigen Verflechtung mit dem psychischen Oberbau, Selbständigkeit zukommt. Sie ist in sich schon differenziert und ausgebaut und vermag daher auch ohne Steuerung des Ich ein autonomes Dasein zu führen. Ein Großteil aller menschlichen Verhaltensweisen erfolgt bekanntlich ohne jede Ich-kontrolle, sondern vollzieht sich nach den Richtlinien, die ihnen das „Es“ verschreibt. Sehr fruchtbar für das Verständnis wirkt hier der Vergleich mit dem Verhältnis der Subcortex zur Cortex des Gehirns, den, weil schon oft genug geschehen, weiter auszuspinnen wir hier keine Veranlassung haben. Wie die subcorticalen von den corticalen, so werden die vitalseelischen Vorgänge von den Ichfunktionen „überschichtet“ und „überformt“, erhalten dadurch zwar in mancher Hinsicht einen etwas anderen Ablauf, gehen aber in ihrer Seinsweise im wesentlichen unverändert in die Legierung mit dem psychischen Oberbau ein. Darauf hat insbesondere *Rothacker* bei seinen Ausführungen über die „Doppelfunktionen“ mit Nachdruck hingewiesen. Die Überschichtung der vitalen Strukturen durch die Ich- bzw. Personenschicht ist also durchaus nicht gleichbedeutend mit einem zerstörenden Eingriff in sie, und es ist möglich, sie unter den verschiedenen Hüllen und Masken, die der Geist des Menschen darüber legt, aufzudecken und in ihrer unverfälschten Gestalt herauszupräparieren. Die begriffliche Ablösung der Vitalpsyche zieht also keinen künstlichen theoretischen Trennungsstrich durch Strukturen, die untrennbar zusammengehören. Um im Bilde zu sprechen, so gleicht sie nicht dem rohen Schnitt, den der Unkundige durch das Gewebe führt, sondern dem von Sachkenntnis geleiteten Herausschälen eines selbständigen Organs durch den Anatomen.

Diese grundsätzlichen methodischen Erwägungen waren notwendig zur Begründung des Schrittes, den wir bei der Erörterung des Psychopathieproblems für fruchtbar halten, nämlich die vergleichende Betrachtung der psychopathischen Merkmale beim Menschen mit gewissen seelischen Phänomenen, die man bei höheren Tieren beobachten kann. Hat man die relativ autonome Existenz des „Tieres im Menschen“ — denn darum handelt es sich bei der Vitalseele — auch bei seiner

Integration in komplexe seelische Gefüge höherer Schichten nachgewiesen, so bestehen gegen einen derartigen Vergleich keine wesentlichen methodischen Bedenken. Wir können nun die Probe aufs Exempel für die Richtigkeit unserer These machen, daß das Wesen des Psychopathischen in einer Variation der vitalen Organisation zu suchen ist. Wenn dies nämlich stimmt, dann müssen wir die gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Symptome, die wir beim Psychopathen antreffen, bei den höheren Tieren vorfinden, die ja den vitalen Anteil der Psyche mit uns gemein haben. Ja, wir können sogar erwarten, daß wir sie bei den letzteren in größerer Reinheit beobachten können, *weil hier die Verkleidung und Maskierung des Vitalen durch überschichtende seelische Funktionen fehlt*. Hier gibt nun ein Blick auf Pferde oder Hunde genügend Aufschlüsse, namentlich die Betrachtung der Pferde als einer Tierart mit hochentwickelter affektiver Organisation ist hier sehr lehrreich. Bei diesen finden wir fast alle seelischen Abweichungen, die bei entsprechendem Ausmaß den verschiedenen menschlichen Psychopathieformen zugrunde liegen. Da gibt es die Euphoriker und die Verstimmten, die Stheniker und Astheniker, die Erregbaren und die trügen Phlegmatiker, die Geselligen und die Autisten, die Störrischen und die Beeinflußbaren, die Ruhigen und die Nervösen, die Tollkühnen und die Ängstlichen, die Gutmütigen und die Aggressiven, die kraftvollen Stheniker und die selbstunsicheren Schwächlinge, die Stumpfen und die Empfindsamen, die Stetigen und die Labilen usw. Für jeden, der mit einer größeren Anzahl von Pferden über längere Zeit zusammengelebt hat, bekommt so jedes einzelne Pferd eine ganz individuelle Physiognomie. Jeder verständige Stallbursche weiß, daß man nicht alle Pferde über einen Kamm scheren darf, sondern daß man sie gemäß ihrer individuellen Artung ganz verschieden behandeln muß. Nehmen wir zum Vergleich die „systemlose“ Einteilung der menschlichen Psychopathieformen von *Kurt Schneider*, so erscheint es lediglich bei den Fanatikern, den Geltungsbedürftigen und den Anankasten fraglich, ob es für sie entsprechende Analogien bei den Tieren gibt. Für die Fanatiker möchten wir das ohne weiteres bejahen. Was beim Menschen als Fanatismus in Erscheinung tritt, das äußert sich z. B. bei Pferden als Störrischsein, in einem unbelehrbaren und sturen Festhalten an Eigenheiten, das allen pädagogischen Beeinflussungen trotzt. Was die Geltungssüchtigen anbelangt, so ist zu sagen, daß sich der triebhafte Drang, sich zur Geltung zu bringen, sich vor anderen auszuzeichnen, sich auch bei Tieren findet. Man denke z. B. an den bekannten Ehrgeiz der Rennpferde oder etwa an das sichtbare sich in die Brustwerfen eines Hahnes, der seinen Gegner besiegt hat. Aber auch in seiner passiven Form als Beachtung heischen, als Lust am Umschmeicheln, findet sich das Geltungsstreben bei Pferden und Hunden, auch bei Katzen. Für die Erscheinungen beim Menschen, bei denen sich das Geltungsbedürfnis der Mittel der Lüge, der Unwahr-

haftigkeit und des Scheins bedient, um sich zu sättigen, findet sich natürlich bei Tieren kein Analogon, da das Tier der inneren Unwahrhaftigkeit nicht fähig ist. Aber es erhebt sich hier auch die Frage, ob man die Tendenz zum unechten Scheindasein, zum unwahren Leben als der personalen, ichhaften Strebensphäre zugehörig überhaupt noch als psychopathisch bezeichnen soll. Tut man es, so muß man folgerichtig auch jeden Gauier, der andere Menschen betrügt, einen Psychopathen nennen. Daß man die Persönlichkeiten mit dem Willen zum Schein hysterische *Charaktere* nennt, weist übrigens darauf hin, daß es sich bei ihnen um mehr handelt als eine bloße Anomalie des vitalen Es, nämlich um eine besondere Ausrichtung und Einstellung des ichhaften Triebfeder- systems. Fassen wir zusammen, so können wir sagen, daß wir im Tierreich Analogien zum geltungsbedürftigen Psychopathen, nicht aber zum hysterischen Charakter finden.

Was schließlich das Erlebnis des anankastischen Besessenseins, des psychischen Zwanges betrifft, so läßt es sich nicht entscheiden, ob Tiere etwas Derartiges, wenigstens in keimhafter, undifferenzierter Form erleben. Denn um diese Entscheidung treffen zu können, müßten die Tiere in der Lage sein, uns über ihr Innenleben Auskunft zu erteilen. Immerhin läßt sich so viel sagen, daß der psychasthenische Symptomenkomplex, auf dessen Boden anankastische Phänomene erwachsen, bei Tieren vorkommt. Es gibt selbstunsichere, ängstliche und empfindsame Pferde. Es wäre daher auch denkbar, daß sich bei manchen Tieren Analoga zu der besonderen Form der Ablaufstörung, des eigentümlichen Haftenbleibens seelischen Geschehens, welche vom Ich als Zwang, als Besessenheit erlebt wird, vorfinden. Doch läßt sich darüber, wie gesagt, nichts Sichereres aussagen.

Durch die Befunde von „Psychopathien“ bei höheren Tieren werden also unsere Erwartungen erfüllt, und wir glauben dadurch eine empirische Basis für die Richtigkeit unseres Satzes gewonnen zu haben, daß es sich bei den psychopathischen Stigmen um vitalseelische Abnormitäten handelt. Von diesem Standpunkte aus müssen wir die Ansicht ablehnen, daß Psychopathenlehre „Charakterologie außerhalb der Spielbreite des Durchschnittlichen und Normalen ist“ (Schröder). Nicht der Charakter oder die Persönlichkeit im Sinne des „Ganzen Fühlens, Wertens, Strebens und Wollens“ ist beim Psychopathen abnorm, sondern einzelne fest umrissene Seiten des vitalen Gefühls- und Trieblebens sowie des davon nicht zu trennenden Temperaments. Daß ein Mensch ein bestimmtes psychopathisches Merkmal hat, sagt über seinen Charakter nichts Entscheidendes aus. Zwei Menschen mit dem gleichen psychopathischen Stigma können daher den allerverschiedensten Charakter haben. Denn welche Stellung ihm im Rahmen des Gesamtseelischen zukommt, hängt ja sehr wesentlich von der Reaktion des Ich auf die Anomalie des „Es“ ab, so daß je nach der Art dieser Verarbeitung die allerverschiedenste

Charakterbildung resultiert. Am wenigstens färben die formalen Eigentümlichkeiten des Temperaments auf den Charakter ab. Wenn *Kurt Schneider* einmal mit Recht vom einzelnen psychotischen Symptom sagte, daß man es nicht als „ein defektes Steinchen in einem sonst intakten Mosaik“ betrachten dürfe, so erscheint es uns im Gegensatz dazu angezeigt, manche psychopathischen Wesenszüge als derartige isolierte „defekte Steinchen“ aufzufassen. Mancher Reizbare und Explosible ist sonst ein ganz normaler und durchschnittlicher Mensch, den nur von Zeit zu Zeit das Übermaß seiner Affekterregbarkeit in Konflikte mit der Umgebung bringt. Bedeutungsvoller für den Charakteraufbau sind die psychopathischen Eigentümlichkeiten des Gefühls- und Trieblebens, aber auch sie lassen noch weiten Spielraum für die endgültige charakterliche Ausgestaltung. So kann etwa ein konstitutionell Depressiver sich einem weinerlichen Weltschmerz hingeben, oder er kann, durch das Handikap der konstitutionellen Verstimmung angestachelt, sich zu einem besonders disziplinierten, gewissenhaften Pflichtmenschen kompensatorisch entwickeln. Ein übermäßiges vitales Geltungs- und Machtstreben kann sich der Mittel des Scheins und der Unechtheit bedienen wie beim hysterischen Charakter und beim Hochstapler, aber sein Vorhandensein ist zugleich die unentbehrliche seelische Voraussetzung für den Geschäftsmann und Politiker von Format. Noch keiner hat sich auf die Dauer erfolgreich in der Öffentlichkeit betätigt, bei dem nicht ein starkes vitales Macht- und Geltungsstreben als Triebkraft seines Handelns am Werke gewesen wäre. Ist der Politiker ethisch hochwertig, so benutzt er seine vitalen Triebe gleichsam als Motor, der ihm die Energien zur Verfolgung seiner transsubjektiven Ziele liefert. Es ist daher wenig über einen Menschen gesagt, wenn man ihn ganz allgemein einen Psychopathen nennt. Damit man sich ein Urteil über seinen Charakter bilden kann, muß man zugleich wissen, wie er seine Psychopathie verarbeitet hat und welche Stellung er ihr damit innerhalb der Gesamtpsyché einräumt. Er kann sich mit seiner Psychopathie identifizieren und sie dadurch zur Dominante seines Charakters werden lassen, aber er kann sie auch disziplinieren, kompensatorische Gegenmaßregeln treffen und sie damit zu einem relativ bedeutungslosen Anhängsel seiner Seele machen. Nur in verhältnismäßig seltenen Fällen ist das Handikap, das durch die Psychopathie gesetzt wird, so gewichtig, daß das Ich sich vergeblich bemüht, den mißratenen Stoff des Es zu formen, so daß alle seine Anstrengungen, der speziellen Anlage und den dadurch bedingten Gefahren Herr zu werden, von vornherein zum Scheitern verurteilt sind. Es sind das die Fälle, in denen die praktischen Auswirkungen der Psychopathie denen einer Psychose gleichkommen, z. B. bei manchen schweren Anankasten. Im allgemeinen kann man sagen, daß bei grobstrukturierten Menschen, die naiv aus dem Es herausleben, die Kenntnis der Reaktionsweise des Ich auf die psychopathische Anlage für die

Beurteilung des Charakters nicht so wichtig ist wie bei differenzierteren Persönlichkeiten. Sie wird aber zum unabweislichen Gebot bei den Extremfällen seelischer Differenziertheit, den Genies. Der respektlosen Abstempelung großer Männer als Psychopathen wird durch die Einsicht eine Grenze gesetzt, daß es für das Verstehen einer genialen Persönlichkeit wesentlicher ist, die Art und Weise zu erforschen, wie die eventuell vorhandenen psychopathischen Symptome in das Ganze des charakterlichen Gefüges eingebaut sind, als diese psychopathischen Stigmen selbst festzustellen. Die Zeiten der naiven Pathographien, in denen z. B. Möbius das Welterleben und die Weltdeutung eines Schopenhauer zu einer direkten Funktion seines dysphorischen Temperaments proklamieren durfte, sind wohl vorüber. Über das Wesen eines genialen Mannes sagt man mit der Bemerkung, er sei ein Psychopath, ungefähr soviel aus, wie wenn man von ihm sagen würde, er habe eine schwächliche, körperliche Konstitution. Streng genommen dürfte man gar nicht von Psychopathen, sondern nur von Persönlichkeiten oder Charakteren mit psychopathischen Stigmen reden. Den Begriff eines „Charakterpsychopathen“, wie er zuweilen in der Literatur auftaucht, lehnen wir daher ausdrücklich ab. Psychopathenlehre ist für uns nicht ein besonderer Zweig der Charakterologie, sondern die Wissenschaft, die sich mit einzelnen circumscripten, anlagebedingten seelischen Abweichungen befaßt. Deren Verhältnis zum Charakter entspricht auf somatischem Gebiet etwa dem der isolierten körperlichen Mißbildungen zum Ganzen der körperlichen Konstitution. Die Lehre von den Psychopathien verhält sich daher zur Charakterologie wie die Lehre von den körperlichen Mißbildungen zur Konstitutionswissenschaft. Die hier geforderte Begrenzung und Einengung des Psychopathiebegriffs auf festumrissene elementare seelische Abartigkeiten, die gleichsam als seelische Mißbildungen anzusprechen sind, mag den auf Ganzheit des Seelischen eingestellten Psychologen künstlich und gewaltsam anmuten, sie scheint uns aber allein die Möglichkeit zu bieten, dem immer verschwommener gewordenen Psychopathiebegriff wieder einen präzisen Inhalt zu geben. Nur angedeutet sei, daß mit der Herausarbeitung derartiger psychischer „Radikale“, die im Erbgang verfolgbar sind, vor allem auch den Zwecken der Erbbiologie gedient wird und außerdem dadurch die Möglichkeit einer Beziehungsetzung zu hirnpathologischen Vorgängen gegeben ist.

V.

Verwendet man den Psychopathiebegriff in dem hier angegebenen engen Sinn, dann vereinfachen sich die Schwierigkeiten hinsichtlich des Wertgehalts bzw. der Wertfreiheit des Begriffs. Solange man das Wesen des Psychopathischen in einer Variation des Charakters oder der Persönlichkeit (im Sinne Kurt Schneiders) sieht, wird man im Interesse wissenschaftlicher Exaktheit und Unbestechlichkeit immer für die Wert-

freiheit des Begriffs plädieren müssen. Denn die Persönlichkeit im Sinne des Ganzen des Fühlens, Wertens, Strebens und Wollens kann nur verstanden werden im Hinblick auf das Kulturmilieu, in welchem sie sich betätigt und mit welchem sie sich auseinandersetzt. Bewertet man nun die Persönlichkeit, so kann man nicht umhin, die Wertmaßstäbe den einzelnen Kulturgebieten zu entlehnen, mit denen sie in Beziehung tritt. Psychopathische Minderwertigkeit würde dann immer Untauglichkeit zu bestimmten, zeitgebundenen sozialen Zwecken und kulturellen Aufgaben bedeuten. Damit aber würde die wissenschaftliche Begriffsbildung in Abhängigkeit von den Wertungsweisen des praktischen Lebens geraten. *Kurt Schneider* hat daher von seinem Standpunkt aus völlig Recht, die Wertfreiheit des wissenschaftlichen Begriffs zu fordern.

Diese Lösung ist aber unbefriedigend. Denn mit dem Begriff Psychopathie ist ja nur eine engere Auswahl negativer charakterlicher Varianten gemeint. Der Wertgesichtspunkt, den man dabei im Auge hat, braucht gar nicht am sozialen Verhalten orientiert zu sein. Ein Psychastheniker bleibt Psychopath, obwohl er sozial Hochwertiges leistet. Es muß sich hier also um ein Wertmoment handeln, das dem Begriff gleichsam „immanent“ ist und nicht aus dem Kulturverhalten abgeleitet wird. Läßt sich ein solches dem Forschungsgegenstand von Hause aus innerwohnendes Wertmoment aufdecken, so würde man nicht die Bahnen strenger Wissenschaftlichkeit verlassen, wenn man die Tatsachen unter diesem Wertgesichtspunkt betrachtet. Und diese Werte gibt es nun in der Tat. Es sind die biologischen oder vitalen Werte.

Es ist hauptsächlich das Verdienst *Max Schelers*, die Gruppe der vitalen Werte als eine spezifische Kategorie von Werten herausgestellt und ihre Abtrennung von den Kulturwerten durchgeführt zu haben. Er zeigte, daß das „Leben“ als ein „Urphänomen“, das sich sowohl von der Sphäre des Anorganischen, von der leblosen Materie, als auch von der Welt des Geistes scharf abhebe, Träger besonderer Werte sei. Die Norm, an der sie orientiert werden, ist keine „ideale“ Wertnorm, sondern ist im Lebensprozeß selbst gelegen. Sie wird durch die Teleologie des Vitalen vorgezeichnet, die sich empirisch manifestiert und daher auch nur auf dem Wege empirisch-induktiver Forschung eruiert werden kann. Was die „allgemeinen Lebenszwecke“ für irgendein Lebewesen sind, läßt sich nur durch das Studium seines „Bauplans“ erkennen. Keine wissenschaftliche Biologie kommt daher ohne Zugrundelegung teleologischer Prinzipien, an denen sie ihre Befunde mißt, aus. Dieser biologische Telos liefert die Maßstäbe, an denen die vitalen Werte orientiert werden können. Die Werturteile „biologisch minderwertig“, „krank“, „gesund“ usw. beziehen sich z. B. auf Plus- bzw. Minusvarianten der vitalen Organisation, die für die Erreichung der „allgemeinen Lebenszwecke“ förderlich oder schädlich sind. Sagt der somatische Mediziner, ein Organ sei krank, so hat das für ihn den eindeutigen Sinn einer ungünstigen

funktionellen Abweichung der Organtätigkeit, über deren Intaktsein er ganz bestimmte, auf dem Wege empirischer Forschung gewonnene Vorstellungen hat. Nennt er eine stationäre Abweichung „minderwertig“, so meint er damit eine im Sinne des „Bauplans“ des Organismus ungünstige Zustandsanomalie. Die Norm der Gesundheit, die er hier seinem Werturteil zugrunde legt, ist keine „ideale“, von außen herangetragene Vernunftsnorm, sondern eine dem Gegenstand „immanente“, wenn man will, „empirische“ Norm, die durch Erforschung des betreffenden Organs und seiner Bedeutung für den Organismus gewonnen wird. Die Problematik einer wertfreien und einer wertenden Betrachtungsweise taucht hier nicht auf, weil in dem Erfahrungsgegenstand zugleich auch der Maßstab enthalten ist, an dem biologische Werturteile orientiert werden können. Der somatische Mediziner überschreitet daher nicht die Kompetenzen seiner Wissenschaft, wenn er von einem bestimmten Körperschehen sagt, es sei krank.

Liegen die Dinge auf körperlichem Gebiet so selbstverständlich, daß sich hier der Arzt über seine Wertbegriffe kein Kopfzerbrechen zu machen braucht, so begegnet die Anwendung der biologischen Werturteile auf seelisches Geschehen bekanntlich sehr viel größeren Schwierigkeiten. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß die seelischen Vorgänge nicht mehr ausschließlich durch einen biologischen Telos determiniert sind wie die leiblichen Prozesse, sondern darüber hinaus in mannigfacher Hinsicht in geistige Sinnzusammenhänge verflochten sind, d. h. daß die seelischen Phänomene nicht nur durch biologisch „kausale Mechanismen“ zusammenhängen, sondern auch „verständlich“ durch geistige Sinnbänder zusammengehalten werden. Der biologische Wert, z. B. „krank“ tritt daher bei seiner Anwendung auf Seelisches in Interferenz zu Wertgesichtspunkten, die den Kulturgebieten entstammen, zu denen die seelischen Vorgänge in direkte intentionale Beziehung treten. So entsteht eine verwickelte Problematik des Krankheitsbegriffs in der Psychiatrie, die der somatische Mediziner nicht kennt. Die Unsicherheit in der Handhabung des Krankheitsbegriffs hinsichtlich seelischer Erscheinungen ist daher nicht verwunderlich. Man weiß, wie lange historisch seine Anwendung auf Seelisches überhaupt ausgeblieben ist, wie man früher Phänomene, die man heute als krankhaft bezeichnet, unter die Wertkategorie des Schuldhaften zu bringen suchte, indem man den Kranken für einen von Dämonen Besessenen hielt, der jetzt zur Strafe für früher begangene Sünden büßen müsse u. dgl. Der Geisteskranke ist ja auch heute noch für das Volk nicht krank im selben Sinne wie ein körperlich Kranter, sondern geisteskrank zu sein bedeutet ihm etwas Schlimmes in vielfach schillernder Art vom Beängstigenden bis zum Verächtlichen hin. Man hat infolge der hier vorliegenden Schwierigkeiten den Schluß gezogen, daß es im Psychischen keine Kriterien für biologische Werturteile gebe. So lehnt *Kurt Schneider* den Begriff einer psychischen

Krankheit ab. „Krankheit gibt es nur im Körperlichen und eine krankhafte seelische Erscheinung ist für uns ausschließlich eine solche, deren Dasein durch krankhafte Veränderungen des Leibes bedingt ist.“

Gegen diese Auffassung ist zunächst einzuwenden, daß sie etwas über die Ätiologie der endogenen Psychosen präjudiziert, zu dessen Annahme angesichts unserer völligen Unkenntnis über ihre etwaigen somatischen Grundlagen wir heute noch nicht berechtigt sind. Darüber hinaus halten wir sie aber auch sachlich für unhaltbar. Der Lebensprozeß hat eine psychische und eine somatische Seite, die gegenseitig nicht aufeinander rückführbar sind. Es gibt daher eine „Biologie von innen“ und eine „Biologie von außen“ (*Scheler*), die einträchtig bei der Erhellung der Lebensvorgänge zusammenwirken. Beide Disziplinen besitzen innerhalb bestimmter Grenzen eine gewisse Selbständigkeit trotz aller gegenseitigen Beeinflussungen und Überschneidungen der beiden Seinsbereiche, auf die sie sich beziehen. Sinngemäß gibt es daher auch eine relativ unabhängige und selbständige Pathobiologie beider Bereiche. Mit anderen Worten: Biologische Wertgesichtspunkte können auch direkt auf psychisches Geschehen angewandt werden, *soweit dieses vitales Geschehen darstellt*. Wenn also *Kurt Schneider* fragt, woran man denn im psychischen den wertenden Krankheitsbegriff orientieren solle, so werden wir antworten: An der Vitalpsyche und ihrer teleologischen Struktur. So kann man, um ein Beispiel zu geben, mit Fug und Recht eine katatonen Erregung oder einen katatonen Stupor als „krank“ bewerten, und zwar als Symptome einer vitalseelischen „Unordnung des Aktivitätshaushalts“ (*Gruhle*), ohne dabei die *Petitio principii* zu begehen, eine krankhafte Störung im Körperschehen als ihre Ursache notwendig voraussetzen. Geisteskrankheiten sind Krankheiten der Vitalseele. Sie haben ihren Sitz primär im „Es“. Natürlich werden infolge der Störungen der eshaften Vollzüge die Ichfunktionen ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, da deren geordneter Ablauf ja die Intaktheit des Vitalen zur Voraussetzung hat. Der *methodische* Gesichtspunkt, nach dem biologische Wertmaßstäbe an psychisches Geschehen angelegt werden, ist klar, mag es z. B. auch im einzelnen noch so schwierig sein, ein vitalseelisches Krankheitsmoment aus komplexen seelischen Strukturen zu isolieren.

Nach diesem Exkurs über die Anwendung biologischer Wertkategorien auf Seelisches kehren wir zu der Frage zurück, ob es statthaft ist, den *wissenschaftlichen* Psychopathiebegriff auf einen Wertgesichtspunkt zu gründen, durch dessen Einführung aus der Fülle der „Abweichungen vom Häufigkeitstypus“ eine engere Auslese getroffen würde, die als Psychopathen im eigentlichen Sinne bezeichnet werden können. Nach unseren früheren Ausführungen kommt hier nur ein biologischer Wertgesichtspunkt in Frage. Die Fragestellung muß daher lauten: Ist es erlaubt, den Bereich des Psychopathischen unter einem biologischen Wertaspekt zu betrachten? Man muß diese Frage verneinen, wenn man

unter Psychopathen abnorme Persönlichkeiten versteht, weil das Ganze des Fühlens, Wertens, Strebens und Wollens, welches hauptsächlich der Personenschicht zugehört, sich einer biologischen Bewertung entzieht. Man muß sie bejahen, wenn man nicht psychopathische Persönlichkeiten bzw. Charaktere, sondern psychopathische Merkmale bewertet und unter diesen bestimmten Varianten anlagebedingter vitalseelischer Eigenschaften versteht. Bei diesen handelt es sich um Mängel der vitalen Organisation, die eine gewisse Gefährdung für ihren Träger bedingen. Sie sind analog den körperlichen Mißbildungen als biologisch minderwertig bzw. biologisch unerwünscht zu bewerten. *Psychopathien sind daher für uns solche anlagemäßigen Variationen vitalpsychischer Eigenschaften, die die Merkmale biologischer Minderwertigkeit bzw. Unerwünschtheit an sich tragen.*

Was damit gemeint ist, tritt deutlicher als beim Menschen bei den Tieren zutage, weil hier die mit der Überschichtung durch geistige Funktionen gegebene Verkleidung des Vitalen fehlt. Ein überängstliches übererregbares Pferd ist, gemessen an einem ruhigen und ausgeglichenen, minderwertig, und zwar in demselben Sinne minderwertig, als wenn es irgendeinen angeborenen körperlichen Fehler hätte. Ein aggressives, „bösartiges“ Pferd, bei dem eine Kümmerform der sozialen Triebe vorliegt, ist desgleichen als biologisch minderwertig zu bezeichnen. Bei allen diesen Tieren handelt es sich um „aus der Art geschlagene“, die in ihrem vital-seelischen Habitus in ungünstiger Weise von dem abweichen, was zur Ausstattung der gesunden Tieres gehört. In analoger Weise hat man die psychopathischen Abartigkeiten beim Menschen zu betrachten, und zwar als biologisch ungünstige Variationen des „Tieres im Menschen“. Ein Psychastheniker ist biologisch minderwertig, mag er auch sonst noch so tüchtig sein und der Gesellschaft nützliche Dienste leisten. Das Werturteil minderwertig bezieht sich dabei ausschließlich auf seine biologische Organisation mit dem „Mangel an psychischer Kraft“. Die Minderwertigkeit ist hier schon in der „leeren“ seelischen Struktur deutlich und wird ebenso wenig aus dem sozialen Verhalten erschlossen wie die biologische Minderwertigkeit einer ausgeprägten körperlichen Asthenie. Daß Minderwertigkeiten und Krankheiten der Vitalpsyche sich auch negativ auf das soziale Verhalten auswirken können, ist eine Angelegenheit für sich, die mit der biologischen Wertigkeit gar nichts zu tun hat. Aber auch das Umgekehrte ist der Fall, daß durch den hohen Wert, den ein Psychopath für die Kultur haben mag, an seiner biologischen Minderwertigkeit nichts geändert wird. *Es handelt sich hier um ganz verschiedene Wertperspektiven, die streng auseinandergehalten werden müssen.*

Indem wir also durch Einführung des Wertgesichtspunktes des „biologisch Minderwertigen“ aus dem anlagemäßig Abnormalen eine engere Psychopathengruppe herauszuschälen versuchen, sind wir wieder bei dem Begriff der psychopathischen Minderwertigkeit von Koch

angelangt. Dieses Wertmoment haftet dem Psychopathiebegriff unseres Erachtens untrennbar an, wie die Witterung der Spur. Man kann es ihm nicht nehmen, ohne den Psychopathiebegriff in Dunst und Nebel verfließen zu lassen. Es bleibt einem dann nur der unbestimmte Allgemeinbegriff des abnormen Charakters im Sinne einer Abweichung vom Durchschnitt in der Hand. Wir geben also *Koch* völlig recht, wenn er dem Psychopathiebegriff einen biologischen Wertakzent erteilte, denn ohne diesen verliert er alle inhaltliche Bestimmtheit. Im Gegensatz zu *Koch* orientieren wir aber die biologische Minderwertigkeit des Psychopathen nicht an einer hypothetischen Fehlanlage des Gehirns, auch nicht wie *Mauz* an einer ebenso hypothetischen Abartigkeit der psychophysischen Konstitution, sondern an einer ungünstigen Abweichung der Vitalseele. Wir vertreten also einen rein psychologisch gefaßten Psychopathiebegriff, während jene eine somatische Fundierung anstreben, weil sie glauben, daß das dem Psychopathiebegriff innenwohnende Wertmoment nur am somatischen Geschehen orientiert werden könne. Es war daher das Ziel unserer Ausführungen, nachzuweisen, daß biologische Wertmaßstäbe auch an die Psyche, und zwar an ihren vitalen Anteil angelegt und an ihr orientiert werden können, daß somit der Wertgesichtspunkt einer biologischen Minderwertigkeit der vitalseelischen Organisation ein brauchbares Kriterium abgibt, auf welches der wissenschaftliche Psychopathiebegriff gegründet werden kann.

VI.

Im folgenden soll von dem hier eingenommenen Standpunkt zum Psychopathieproblem aus kurz Stellung genommen werden zu einigen Fragen, die das Verhältnis der Psychopathie zu einigen verwandten, aber mit ihr durchaus nicht identischen Tatsachenkreisen betreffen. Zunächst sei das Verhältnis von Psychopathie und Asozialität besprochen. Es zeigt sich hier, daß mit Hilfe der Schichtbetrachtung die begrifflich reine Scheidung des Verbrechers vom Psychopathen leicht durchführbar ist, für die sich vor allem *Gruhle* mit Recht einsetzt. Diese ist nicht möglich, wenn man den Begriff der abnormen Persönlichkeit im Sinne von *Kurt Schneider* konstituierend für den wissenschaftlichen Psychopathiebegriff hält. Seelisch abnorm ist ja nicht nur der Psychopath, sondern auch der Asoziale, der gleichwohl keinerlei psychopathische Wesenszüge aufzuweisen braucht. Denn wenn sich jemand so bedenkenlos über die Gesetze, die das soziale Zusammenleben regeln, hinwegsetzt und das Risiko der damit verbundenen Konsequenzen auf sich nimmt wie der Berufsverbrecher, so ist er doch, was „das Ganze seines Fühlens, Wertens, Strebens und Wollens“ anbelangt, gemessen an einer durchschnittlichen Persönlichkeitsstruktur, zweifellos abnorm. Er hat ein anderes Wertesystem wie der soziale Durchschnitt und damit auch eine andere Weise des Fühlens und Strebens als dieser. Wenn jemand zu einer derartigen

Wertungsweise gelangt, müssen bei ihm keineswegs immer anlagemäßige vitalselische Variationen vorausgesetzt werden. Was den unpsychopathischen Verbrecher vom Psychopathen unterscheidet, ist, daß bei jenem die Abnormität in einer anderen seelischen Schicht liegt, nämlich in der personalen Schicht der intentionalen Gefühle und Strebungen, die stets, wie wir zu zeigen versuchten, an gegenständlichen Wertverhalten orientiert sind. Um es auf eine schlagwortartige kurze Formel zu bringen: Der unpsychopathische Berufsverbrecher ist seelisch abnorm infolge seiner gemeinschaftsfeindlichen „Gesinnung“ und charakterlichen „Haltung“, der Psychopath infolge einer anlagemäßigen Abartigkeit seiner Psyche.

Sicherlich ist es richtig, wenn man sagt, der Psychopath sei abnorm schon in seiner „leeren“ (d. h. vom sozialen Verhalten unabhängigen) seelischen Struktur, der Verbrecher sei es erst infolge der Abwegigkeit seines gesellschaftlichen Verhaltens. Diese Formulierung, die gar nicht den Unterschied der psychologischen Strukturen berührt, hat aber den Nachteil, daß sie sehr leicht zu dem Irrtum verleitet, als könne der Verbrecher in seinem seelischen Gefüge ein ganz durchschnittlicher Mensch (im Sinne der „Abweichung vom Häufigkeitstypus“) sein, der nur durch den zufälligen Inhalt seines Fühlens und Strebens aus dem Rahmen fiele. Um richtig verstanden zu werden, bedarf sie daher der Ergänzung durch die Schichtbetrachtung. Der Verbrecher weicht selbstverständlich in seinem Gefühls- und Triebfederersystem vom Durchschnitt ab, allerdings nur in seiner seelischen Schicht, in der es keine „leeren“ psychischen Vorgänge gibt, sondern nur solche, die an außerpsychologischen, kulturellen Wertmaßstäben orientiert sind. „Gesinnung“ und das aus ihr fließende Handeln sind seelische Phänomene, die nur im Hinblick auf Daten der objektiven Kulturwelt zu verstehen sind. Die psychologischen Vorgänge der Personenschicht lassen sich also hier aus der Verkettung an die in der Kultur repräsentierten objektiven Werte gar nicht herauslösen, da sie sich erst in deren Erlebnis entfalten. Die Abnormitäten des Gefühls- und Strebenslebens beim Verbrecher zeichnen sich daher nur gegen den Hintergrund des in einer Gesellschaft geltenden objektiven Moralkodex ab. Für den Bezirk des personalen Fühlens und Strebens — aber auch nur für diesen — müssen wir daher *Mezger* Recht geben, wenn er meint, es sei unmöglich, abseits der in der Kultur repräsentierten Werte psychologische Begriffe aufzustellen zu können. *Die Erhellung dieser seelischen Strukturen kann nur Aufgabe einer geisteswissenschaftlichen Psychologie sein, die das subjektiv Seelische in seiner Beziehung zu objektiven Kulturerscheinungen betrachtet.* Ohne diese Beziehungsetzung, d. h. durch „reine“ psychologische Betrachtungsweise läßt sich das Seelenleben des „Verbrechers“, des „Romantikers“, des „Klassikers“, des „Heiligen“ usw. nicht verständlich machen. Sie ist dagegen am Platze, wo es auf emotionalem Gebiet „leeres“ seelisches Geschehen gibt, das nicht in apriorischer wesenhafter Beziehung zu

Kulturwerten steht. Derartige „leere“ seelische Vorgänge gibt es aber nur im „Es“, in der Vitalseele. Ist das Psychopathische also — wie *Gruhle* will — eine erhebliche Abweichung der „leeren“ seelischen Funktionen, so ist damit zugleich gesagt, daß die psychopathischen Merkmale nur vitalseelische Anomalien sein können.

Es wird so verständlich, warum den beiden Begriffen „Verbrecher“ und „Psychopath“ ein erheblich verschiedener Wertakzent innewohnt. Die in den personalen Gefühlen und Strebungen inkarnierte „Gesinnung“ ist ja — wie wir schon ausführten — im hohen Maße Werk des bewußten, willkürlich und frei stellungnehmenden Ich. Es hat daher auch Sinn, ihren Träger für sie verantwortlich zu machen, wogegen eine Haftbarmachung für eine anlagemäßige Variation ein törichtes Unterfangen wäre, weil der Betreffende ja „nichts für sie kann“. Der Grundsatz unseres Strafrechts, daß jeder für seinen Charakter verantwortlich zu machen ist, läßt sich daher bis zu einem gewissen Grade auch vom psychologischen Standpunkt aus rechtfertigen. Nennen wir jemand einen Verbrecher, so rückt er als gesinnungsmäßig abnormer Mensch für uns unter die Wertkategorie des Schuldhaften, während wir mit der Bezeichnung Psychopath. auf anlagebedingte Mängel des vitalseelischen Habitus abheben, auf die wir biologische Wertgesichtspunkte in Anwendung bringen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich hinzugefügt, daß unsere Ausführungen natürlich nicht besagen sollen, daß jeder Psychopath vor Gericht exkulpirt werden müsse. Wenn nämlich jene Eigenschaften, die einen Menschen zum Psychopathen stempeln, sich nur in einem begrenzten Bereich der Psyche vorfinden, so folgt daraus, daß wir niemals über den ganzen Menschen ein Urteil fällen, wenn wir von ihm sagen, er sei ein Psychopath. Welche Stellung und Bedeutung dem psychopathischen Stigma im Rahmen des Gesamtseelischen zukommt, hängt vor allem auch von der Reaktion des Ich auf die Anomalie des Es, als welches sich das psychopathische Merkmal darstellt, ab. Wenn es daher auch keinen Sinn hat, jemand für seine Psychopathie haftbar zu machen, so ist es dagegen sehr wohl gerechtfertigt, ihn hinsichtlich der Auswirkungen seiner Psychopathie auf sein Gesamtverhalten zur Verantwortung zu ziehen. Wenn ein reizbarer Psychopath für ein Affektdelikt bestraft wird, so bestraft man ihn ja nicht wegen seiner Reizbarkeit, sondern dafür, daß er diesen schädlichen Einfluß auf sein Handeln eingeräumt hat. Die Sühne soll und kann daher auch beim Psychopathen nur sein „Ich“, nicht sein „Es“ treffen.

VII.

Weiterhin gewinnt man vom Blickpunkt der Schichtenlehre des Seelischen Aufschlüsse über das Verhältnis von Psychopathie und Neurose. Die Neurose wurzelt im Gegensatz zur Psychopathie im „Ich“,

nicht im „Es“. Es liegt ihr stets eine Tendenz zugrunde, die ihren Sitz primär in den Wünschen, Befürchtungen und Interessen der Personenschicht hat. Dadurch ist die Möglichkeit zu einer scharfen begrifflichen Trennung von den Psychopathien gegeben, bei denen es sich um elementares „eshaftes“ psychisches Geschehen handelt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß de facto die Übergänge zwischen Psychopathie und Neurose fließende sind, da die psychopathischen Eigenschaften für die Ausgestaltung der personalen Tendenzen und Triebfedern von großer Bedeutung werden können. So ist etwa ein asthenischer Psychopath in besonders hohem Grade zu tendenziösen Ausweichreaktionen vor den Schwierigkeiten des Lebens disponiert. Die Psychopathie bedingt zwar eine Neigung zu neurotischen Reaktionsweisen, keinesfalls ist sie aber eine „Conditio sine qua non“ für deren Entstehung. Eine Neurose kann bei einem völlig unpsychopathischen Menschen in Erscheinung treten, so etwa eine Renten neurose bei einem durchschnittlichen Menschen, der darnach strebt, in den Besitz einer Rente zu gelangen. Das „Ich“ des Betreffenden gesteht sich hierbei seine Tendenz nicht ein und drängt sie als gefülsbeladenen Komplex in die dunklen „sphärischen“ (Kretschmer) Randzonen des Bewußtsein ab, wo sie der Ichaufsicht mehr oder minder entzogen ist. Eine ursprünglich ichhaltige Strebung wird also hier für das subjektive Bewußtsein zu einem eshaften Vorgang umgefalscht. Wie Jaspers sagt: „Diese Menschen wollen verantwortliches, versteckbares als unverantwortliches, bloß kausales Geschehen aufgefaßt wissen.“ Es handelt sich hier um eine Unerlichkeit, eine kata-thyme Vogel-Strauß-Politik des Ich gegen sich selber, die mit einer pathologischen Artung nichts zu tun hat. Nur die Allerwenigsten kommen ja auf die Dauer ohne irgendeine Form der „Lebenslüge“ aus. Daß die Art des neurotischen Selbstbetruges aber besonders leicht gelingt, hat darin seinen Grund, daß die Übergänge zwischen dem „Ich“ und dem „Es“ sich fast unmerklich vollziehen, daß weiterhin der primäre, ichhaltige, affektbesetzte Komplex kausale Wirkungen im vitalpsychischen „Es“, schließlich im körperlichen Geschehen hervorbringt. Dem subjektiven Bewußtsein fällt also hier die fälschende Einschätzung nicht schwer. Die Erfüllung der antiken Forderung „Erkenne Dich selbst“ wird daher immer wieder an den ungeheuren Schwierigkeiten, die einer objektiven Selbstbeurteilung entgegenstehen, zuschanden. Die Problematik der Selbsterkenntnis tritt uns übrigens nicht nur bei der Neurose, sondern z. B. auch bei den endogenen Depressionen entgegen. Hier liegt gleichsam der umgekehrte Vorgang wie bei der Neurose vor, indem der Kranke seinen kausal entstandenen, „jenseits von Gut und Böse“ befindlichen Affekt für sein Bewußtsein in höhere Persönlichkeitsschichten transponiert und nun ein neutrales biologisches Geschehen im Sinne der Folge einer moralischen Verschuldung, eines zu verantwortenden Vergehens interpretiert und sich demgemäß mit Selbstvorwürfen überhäuft.

Die Umfälschung der ichhaften Komplexe in Bestandteile des Es bei der Neurose gelingt aber niemals so vollkommen, als daß sich ihre Herkunft aus dem Ich ganz verleugnen ließe. Daher wird der feinere Beobachter bei dem Neurotiker Züge von Übertreibung und Unechtheit sowie einen spezifischen Anflug von „schlechtem Gewissen“ entdecken, die ihn von der elementaren seelischen Abartigkeit des Kernpsychopathen, z. B. des Anankasten, auf sehr charakteristische Weise unterscheidet. Ein uneingestandenes Wissen um den wahren Sachverhalt pflegt daher im Bewußtsein des Neurotikers immer mitzuschwingen, welches seinem Wesen das charakteristische zweideutige, schillernde, undurchsichtige, unechte Gepräge verleiht.

In Paranthese mag hinzugefügt werden, daß die hier skizzierte Auffassung vom Wesen der Neurose sich sehr wesentlich von der der Psychoanalyse unterscheidet. Bei den neurotischen Komplexen handelt es sich nicht um ein echtes „Es“, wie diese meint, sondern um ein für das Bewußtsein ungefälschtes „Schein-Es“, das im Halbschatten der Seele zwischen Ich und Es hin- und herflottiert, ohne sich doch jemals ganz von der Ichsphäre lösen zu können (wenn man von dem besonderen und nicht allzu häufigen Mechanismus der hysterischen Abspaltung absieht). Der pathogene Komplex ist nicht der versteckte seelische Fremdkörper, der auf geheimnisvolle, dem Ich gar nicht bewußte Weise neurotische Symptome produziert und zu dessen Auffindung man daher die seelischen Manifestationen in abnormen Bewußtseinszuständen benötigte. Daher gelingt es dem Erfahrenen fast immer, durch einfache Exploration den Sitz des Übels aufzudecken, wenn nicht hysterische Spaltungsvorgänge vorliegen, die das Bestehen eines besonderen konstitutionellen Anlagenträgers voraussetzen. Er entlarvt es durch die Exploration vor allem viel eindeutiger und sicherer als durch Traumanalyse usw., da die Traumprodukte ja nicht nur Symbolcharakter für das neurotische „Schein-Es“, sondern auch für das echte, wahre „Es“ haben. Dasjenige, in welchem sich das letztere ausspricht, ist nun für die Erhellung der Neurose ohne Belang. So braucht z. B. hinter einem sexuellen Traumsymbol — häufig handelt es sich um gar kein Symbol, da die Sexualität nackt und unverhüllt hervortritt — nichts anderes zu stecken als der einfache grobe Sexualtrieb, durchaus nicht immer ein verdrängtes und damit pathogen wirkendes, ursprünglich ichhaftes sexuelles Begehr, Wünschen und Befürchten. So hat man hier überhaupt keine sicheren Kriterien, die entscheiden, was unter den Traumphänomenen genetisch auf das „Es“ oder das „Schein-Es“ zurückführt. Den Rang einer Wissenschaft wird daher die Traumdeutung nie erhalten. Außerdem geht daraus hervor, daß es kritiklos ist, sämtliche Manifestationen des „Unbewußten“ für die Ausdeutung neurotischer Komplexe zu benutzen.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der Frage des Verhältnisses von Psychopathie und Neurose zurück. Wir können unsere

früheren Ausführungen auch dahin formulieren, daß der Psychopath infolge seiner anlagebedingten seelischen Abartigkeit schicksalsmäßig dazu bestimmt ist, in äußere oder innere Konflikte zu geraten, während der Neurotiker in gewisser Hinsicht der Schmied seines eigenen Unglücks ist, da es doch zum Teil in seiner Hand liegt, wie er seine Erlebnisse verarbeitet. Die Konflikte des Neurotikers lassen sich daher durch Änderung seiner „Einstellung“ oder durch Beseitigung der konfliktbedingenden Situation aus der Welt schaffen, die des Psychopathen aber nicht, weil sie „in seiner strukturmäßigen Gegebenheit“ (*Mauz*) liegen. Damit berühren wir die Frage der pädagogischen Beeinflußbarkeit psychopathischer Eigenschaften. Wir können hier *Gruhle* nicht Recht geben, wenn er meint, Psychopathie und Erziehbarkeit hätten nichts miteinander zu tun. Wer von Hause aus ein reizbarer Mensch ist, der wird es auch sein ganzes Leben lang bleiben. Keine Erziehung wird daran etwas zu ändern vermögen, ebensowenig wie sie es vermag, einem Menschen, der ein verkrüppeltes Glied mit auf die Welt gebracht hat, ein gesundes zu verschaffen. Insofern verhält sich alles Psychopathische im Gegensatz zum Neurotischen gegen alle Therapie resistent und wir stimmen daher *Mauz* zu, wenn er sagt, daß zum Psychopathiebegriff das Nichtbeseitbare und Anlagemäßige gehöre. Daraus darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß der Pädagoge von vornherein vor jeder Art von psychopathischer Abartigkeit die Waffen zu strecken habe. Wenn auch das angeborene psychopathische Stigma erzieherisch nicht direkt — wie der neurotische Komplex — beeinflußbar ist, so ist es doch der Träger dieses Stigmas. Auf dem Umwege über die Erziehung der Persönlichkeit des mit psychopathischen Eigenschaften Behafteten kann hier zweifellos ein segensreicher pädagogischer Einfluß ausgeübt werden. Denn was die sozialen Auswirkungen der Psychopathie anbelangt, so kommt es ja nicht allein auf das bloße Vorhandensein psychopathischer Eigenschaften bei einem Menschen an, sondern vor allem auf die Bedeutung, die ihnen für den Aufbau des Charakters zukommt. Bei dem einen sind sie ein relativ gleichgültiger Nebenbefund, bei dem anderen sind sie der Kern des gesamten charakterlichen Gefüges. Hier ist in der Tat ein dankbares Feld für erzieherisches Wirken. So wie ein Mensch mit einem verkrüppelten Glied durch stetige Übung und Vervollkommnung seiner übrigen Gliedmaßen sein Gebrechen weitgehend auszugleichen imstande ist, so vermag auch der Psychopath seine anlagemäßige seelische Schwäche durch geeignete selbsterzieherische Maßnahmen weitgehend zu kompensieren.

VIII.

Schon das Beispiel des neurotischen Konfliktes zeigt, daß man nicht unbedingt Psychopath sein muß, um seelisch unausgeglichen zu sein. Es zeugt von einer höchst primitiven Auffassung vom Menschen, wenn

man bei jeder Form seelischer Disharmonie gleich mit der Diagnose Psychopathie bei der Hand ist. In einem gewissen Sinne ist der seelische Konflikt eine Wesenseigentümlichkeit des Menschen. Diese Tatsache ist in der Problematik seiner geistigen Existenz begründet, die sich im Verlust der „Unschuld des Werdens“ kundtut und hat mit einer positiven oder negativen biologischen Artung gar nichts zu tun. Die Behauptung ist nicht übertrieben, daß seelische Disharmonie für den Träger einer reich differenzierten und entfalteten Kultur ein unvermeidliches Attribut ist. In Zeiten reifer Kultur tritt die in den Frühstadien der Kulturerentwicklung noch latente Gegensätzlichkeit der objektiven Wertgebiete nackt und unverhüllt hervor. Man kann nicht mehr zugleich kriegerischer Heros und religiöser Mystiker, gelehrter Wahrheitssucher und politischer Herrenmensch, praktischer, nüchterner Geschäftsmann und phantasievoller Künstler sein. Hier liegen ontische, sich zum Teil gegenseitig ausschließende Gegensätze der objektiven Kulturwerte vor. Für den Menschen, der sich mit ihnen auseinandersetzt, gilt daher der Satz, daß er nicht 2 Herren dienen kann. Er muß hier wählen, sich für das eine entscheiden und damit das andere fallen zu lassen. Da nur die wenigsten Menschen in ihren Interessensrichtungen so einseitig angelegt sind, daß sie von vornherein ohne wesentliche Komplikationen auf ein bestimmtes Ziel lossteuern, so geht dieser Prozeß der Auseinandersetzung mit der objektiven Kultur fast niemals ohne mehr oder minder große Geburtswehen vonstatten. So sehen wir den seelischen Konflikt bei der überwiegenden Mehrzahl aller Menschen wenigstens einmal als physiologische Durchgangsphase in Erscheinung treten, nämlich in der Pubertät. In der ersten Begegnung mit den transsubjektiven Kulturbereichen flammt in der Seele „der Widerstreit der vielen Ich“ (*Spranger*) auf, der dem Dasein des Jugendlichen den charakteristischen problematischen Anstrich gibt. Dieser Vorgang ist so gewöhnlich, daß ein Pubertierender, der niemals eine innere Zweispältigkeit erlebt hat, einfach als unbegabt oder wenigstens als abnorm einseitig veranlagt angesehen werden darf. Der seelische Konflikt ist also hier das Normale, Durchschnittliche. Der Prozeß der Wiedergewinnung der vorübergehend verlorengegangenen seelischen Harmonie vollzieht sich dann bei den meisten Menschen so, daß sie sich unter dem Druck des Lebens konsequent an die nächstliegendsten praktischen Erfordernisse anpassen, unter Verzicht auf alles, was mit diesen nicht unmittelbar im Zusammenhang steht. Mit anderen Worten: Das Wert- und Strebensleben schrumpft auf ziemlich kümmerliche, aber praktisch nützliche Reste zusammen und als Überbleibsel der vielleicht ursprünglicheren, originelleren Interessen fristen daneben vielleicht noch ein paar „Steckenpferde“ ein spielerisches Schattendasein. Die aus den Wirren und dem Überschwang der Pubertät hervorgehende „Harmonie“ ist daher nur allzuoft identisch mit einer bedauerlichen Verarmung der Persönlichkeit unter dem Druck der Not des Alltags.

Nichts vermag eindrucksvoller die Fragwürdigkeit des Ideals des harmonischen Menschen ins rechte Licht zu stellen als dieser übliche Banalisiungsprozeß, der von den „romantischen Torheiten und idealistischen Schwärmerien der Jugend“ zu der bequemen Zufriedenheit und Sättigung des Philisters führt.

Bei reich begabten und differenzierten Individuen ist die Wiedererlangung der verlustig gegangenen seelischen Einheit und Einheitlichkeit eine sehr viel schwierigere und problematischere Angelegenheit. Denn je reicher die Begabung, je vielseitiger die Interessenrichtungen, je größer die Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit eines Menschen ist, je mehr wird seine Seele zur Arena werden, auf der die antinomischen Gegensätze der objektiven Werte und der sich daraus ergebenden Forderungen ihren Kampf ausfechten. Die Pubertätskrisen können dann, wovon das Leben manches genialen Mannes Zeugnis ablegt, Ausmaße annehmen, die den Betreffenden an den Rand des Selbstmordes treiben, ohne daß man befugt wäre, hier von vornherein eine pathologische Artung vorauszusetzen. Gewiß gelingt danach immer ein gewisser Ausgleich, indem sich die echten Begabungen von den bloßen Interessen scheiden, die eine solche nur vortäuschen, indem der einzelne durch die Berufswahl für eine bestimmte Seite seines Wesens Partei ergreift und sich somit in einseitiger, aber auch eindeutiger Weise „ausbildet“. Für den differenzierten Menschen mit reich entfalteten, aber auch kraftvollen, originellen Erlebnissen und Strebungen bleibt es im Gegensatz zum Durchschnitt jedoch charakteristisch, daß der in den stürmischen Gärungsvorgängen der Pubertät zum ersten Mal in Erscheinung tretende konfliktreiche und spannungsgeladene seelische Prozeß niemals ganz zur Ruhe kommt. Er trägt nicht nur wie Faust zwei, sondern noch sehr viel mehr Seelen in seiner Brust, deren Harmonisierung ihm zeitlebens eine problematische Aufgabe bleibt. Der eine vermag seine Lebensführung nicht mit seinen ethischen Idealen in Einklang zu bringen, bei dem anderen leidet der Künstler, der in ihm steckt, an der prosaischen Nüchternheit des Amtes, das die Not des Lebens ihm aufzwang, ein anderer lehnt sich gegen eine gesellschaftliche Tradition auf, weil sie nicht mit den eigenen, vielleicht in schweren weltanschaulichen Kämpfen erungenen Überzeugungen übereinstimmt, wieder ein anderer stürzt in seinem Liebesleben von einer Enttäuschung in die andere, da ihn sein erotischer Überschwang die Gestalt der Geliebten stets von einer verklärenden Aureole umgeben sehen läßt, die dann regelmäßig in der nüchternen Realität des Alltags zerstört wird usw. Das alles sind Konflikte, gegen die der „gesunde, dumme Mensch“ im allgemeinen immun ist und insofern bedeutet seelische Differenziertheit als ein die seelische Harmonie gefährdentes Faktum sicherlich ein Danaergeschenk. Das gleiche gilt von der Originalität im Sinne kraftvoller Behauptung und Durchsetzung des persönlichen Wesens, die das Gegenteil der nivellierenden, entpersönlichenden Anpassung an die Forderungen der Wirk-

lichkeit beim Durchschnitt darstellt. Wie der differenzierte Mensch zu innerseelischen Konflikten disponiert erscheint, so läuft der Originelle leicht Gefahr, mit der Gesellschaft zusammenzustoßen, deren Satzungen normalerweise für den weniger originellen Durchschnitt zugeschnitten sind.

Was für den differenzierten und originellen Menschen gilt, das gilt erst recht für die Genialen als den Höchststufen der Differenzierung und kraftvollen Ursprünglichkeit des Seelenlebens. Hier erreichen die seelischen Spannungen einen extremen Grad, der einen Ausgleich nur unter allergrößten Anstrengungen gelingen läßt, ja vielleicht sogar unmöglich macht. Daher röhrt die typische „Zerrissenheit“ und Anpassungsunfähigkeit großer Männer an ihre Umgebung. *Beethoven* ist niemals zu einem normalen Einklang mit sich und der Welt gelangt. Und auch die serene Heiterkeit des alten *Goethe* täuscht nicht darüber hinweg, daß sie ihm nicht mühelos als Geschenk der Natur in den Schoß fiel, sondern das Ergebnis eines langen, schmerzensreichen Reifungsprozesses ist. Der Mensch ist ein vieldimensionales, aus sehr heterogenen Bestandteilen zusammengesetztes Wesen, dazu verstrickt er sich in seiner Auseinandersetzung mit dem antinomischen Charakter des Daseins in eine Fülle von Zwiespältigkeiten und so ist es wahrhaftig kein Wunder, wenn im Aspekt seiner hervorragendsten Vertreter die Dissonanzen überwiegen. In einem gewissen Sinn handelt es sich beim Genialen um ein Persistieren des „Widerstreits der vielen Ichs“, der das typische Kennzeichen der Pubertät darstellt. Bei ihm bleibt die Fülle des Lebens lebendig, die beim Durchschnitt zugunsten einer einseitigen Ausbildung für spezielle praktische Lebenszwecke weitgehende Einbuße erleidet. Bedeutet bei dem letzteren die faktisch erreichte seelische Ausgeglichenheit und Harmonie nur allzuoft Stillstand der Entwicklung, ja schließlich Verknöcherung und Erstarrung, so ist dem Genialen die innere Harmonie Programm und Aufgabe, die seine Energien wachruft und das Leben in Fluß erhält. Die Bändigung der mächtigen Impulse und die Aussöhnung der divergierenden Tendenzen in der eigenen Brust steht als ideales Ziel vor ihm, dem er sich in einem ständigen Strebensprozeß zwar nähert, dessen endgültige Verwirklichung ihm aber fast immer versagt bleibt. Der Weg zu diesem Ziel ist dornig und manch einer, dem die Kräfte ausgingen, blieb auf der Strecke. Ein dämonisches Ergriffensein von der vorschwebenden Mission führt vielleicht zu frühzeitigem verzehrenden Kräfteverbrauch, die Widerstände der Umwelt erweisen sich vielleicht als unüberwindlich. Das Risiko ist also nicht gering für den Genialen, aber es bewahrt ihn zugleich vor der Gefahr des Stagnierens, der das menschliche Seelenleben stets ausgesetzt ist. Das Gefühl der eigenen Unfertigkeit, das Ungenügen mit sich selbst, das Bewußtsein des Berufenseins treibt ihr ständig über seinen jeweiligen Lebenszustand hinaus und spornt ihn unter unablässigem Schaffen zu immer neuen Lebenssynthesen. So ist sein Dasein das einer protahierten Jugendlichkeit, und der normalerweise mit 25 oder 30 Jahren endigende seelische

Wachstums- und Reifungsprozeß kommt bei ihm erst an seinem Lebensende, vielleicht überhaupt nicht zum Abschluß. In diesen fortwährenden „Pubertäten“, von denen der alte *Goethe* bei einem Rückblick auf sein Leben sprach, liegt das Geheimnis der Schöpferkraft des Genialen. Beschwört also das Ausbleiben der seelischen Ausgeglichenheit, welche sich beim Durchschnitt nach der Pubertät einstellt, sicherlich mancherlei Gefahren und Konflikte herauf, so ist sie doch zugleich Vorbedingung für jedes schöpferische Wirken, und es ist daher verständlich, daß die seelische Harmonie im Urteil vieler genialer Männer nicht hoch im Kurs steht. Bekannt ist *Nietzsches* Spott über den „Bildungsphilister, dem er die „fatale Tatsache“ entgegenhält, „daß der Geist sich mit besonderer Sympathie auf die Ungesunden und Unerträglichen niederzulassen pflegt, während der Philister zwar vielfach geistlos, aber durchweg gesund philosophiert“. Und der alte *Bismarck* entgegnete einem Jugendfreunde, der ihm vorschlug, seinen Lebensabend in Harmonie ausklingen zu lassen, abschätzig: „Warum sollte ich harmonisch sein?!“

Die seelische Disharmonie ist also ein allgemein-menschliches Phänomen, das namentlich den vollkommensten Exemplaren der Gattung in besonders hohem Maße anhaftet und es zeugt von höchst unzulänglichen anthropologischen Grundauffassungen, wenn aus dieser Tatsache der voreilige Schluß auf eine biologische Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn gezogen würde. Die psychologisch-phänomenologischen Befunde verbieten eine Gleichsetzung der hier aufgewiesenen Konflikte bei Differenzierten und Genialen mit der „bloßen psychopathischen Unausgeglichenheit“ (*Hinrichsen*), erst recht mit den seelischen Störungen bei endogenen Psychosen. Es braucht kaum betont zu werden, daß wir uns hier nicht — wie z. B. viele geisteswissenschaftlich orientierte Biographen — darum bemühen, das Genie unter allen Umständen von dem Makel der Psychopathie reinzuwaschen. Ein Genie kann selbstverständlich Psychopath sein und geisteskrank werden, wie jeder andere Mensch auch. Was wir behaupten, ist nur, daß seine Psychopathie bzw. seine Geisteskrankheit mit seiner Genialität nichts zu tun hat. Ein Genie kann daher Konflikte sowohl auf Grund seiner Psychopathie als auch auf Grund seiner Genialität haben und es bleibt daher für den Biographen eines psychopathischen Genies immer die Aufgabe, diese beiden Arten von Konflikten reinlich zu sondern, mag das im Einzelfalle auch noch so große Schwierigkeiten bereiten.

Welches sind nun die unterscheidenden Merkmale der hier berührten Disharmonie bei Pupertierenden, Differenzierten und Genialen gegenüber psychopathischen Konflikten? Die Schichttheorie gibt uns die Möglichkeit, darauf eine eindeutige Antwort zu geben. Die Konflikte der ersten Art spielen sich in der Schicht des ichhaften bzw. personalen Fühlens und Strebens ab, der eine unmittelbare intentionale Gerichtetetheit auf gegenständliche Wertverhalte eigentümlich ist und vermittels welcher der Mensch in Beziehung zur objektiven Wertwelt tritt. Der Konflikt

ist hier nicht psychologischer Relevanz, sondern stellt einen subjektiven Reflex in der menschlichen Seele von ontischen Gegensätzen dar, die in der Weltwirklichkeit selbst gelegen sind. Der Konflikt hat daher hier einen objektiven, geistigen Sinngehalt, ein „Motiv“, aus dem er „verständlich“ ableitbar ist. In ihm wird der Mensch bei einer bestimmten Reife und Differenziertheit seines Erlebens notwendig verstrickt, wenn er sich ihm eröffnet, mag er von Haus aus noch so gesund und im Gleichgewicht befindlich sein. Die psychopathische Konfliktsituation ist demgegenüber dadurch gekennzeichnet, daß sie kein verständliches, sinnvolles Motiv hat. Sie geht auf eine anlagemäßige Anomalie der Vitalseele zurück, die nur in ihren kausalen biologischen Abhängigkeiten genetisch weiter zu verfolgen ist. Sie tritt daher auch unabhängig von der Konstellation der jeweiligen Erlebnisse in Erscheinung und entlehnt den letzteren höchstens die Inhalte, in die sich der psychopathische Konflikt kleidet. Die Inhalte sind daher beim Psychopathen sekundär, d. h. sie spielen bei der Verursachung des Konfliktes keine Rolle und sind gleichsam nur Worte, die zur Melodie gefunden werden (*Kurt Schneider*). Im ersten Falle sind hingegen gerade die besonderen inhaltlichen Erlebnisse die wesentlichen „primären“ Faktoren bei der Konfliktentstehung. Es ist etwas anderes, wenn ein gemütloser Psycho-path mit der Gesellschaft in Konflikt gerät als wenn Franz Moor sich gegen eine gesellschaftliche Ordnung auflehnt. Der eine wird mit jeder Gesellschaft kollidieren, weil es ihm an den elementaren seelischen Voraussetzungen für jedes soziale Zusammenleben fehlt. Ein eigentliches Motiv, das aus einer sinnbestimmten personalen Triebfeder entspringt, liegt hier nicht vor. Es ist ein sinnfremdes, nicht verstehbares Handeln, das sich nur aus einer biologischen Abartigkeit seiner vitalen Triebstruktur ursächlich erklären läßt. Die jeweiligen Motive, die der Gemütlose seinem asozialen Verhalten nachträglich unterschieben mag, sind nebensächlich und gehören in das Kapitel der Selbttäuschung und des Selbstbetruges, durch welche das Ich die ihm nicht genehmen Äußerungsweisen des Es zu bemänteln und zu beschönigen trachtet. Franz Moor aber hätte der Gesellschaft nie den Kampf angesagt, hätte in ihr nicht soviel tatsächliches Unrecht geherrscht. So mußte ihm, dem jugendlich Unreifen, die Zerstörung der letzteren, in der er die Verkörperung des Unrechts schlechthin sah, geradezu als sittliche Pflicht erscheinen. Die Entstehungsgeschichte seiner Taten ist also auf das engste mit dem spezifischen „inhaltlichen“ Erlebnis der Immoralität der ihn umgebenden Welt verknüpft, welche in ihm sittliche Empörung hervorruft, die sein Verhalten verständlich motiviert. Ebenso ist die Selbstzerfleischung und Quälsucht manches Anankasten nicht identisch mit den Kasteiungen, denen sich der Asket unterwirft, um „durch Abtötung des Fleisches“ sich gemäß seinen religiösen Vorstellungen zu läutern. Es ist ein Unterschied, wenn sich *Cato* nach dem Sieg der von ihm gehaßten politischen Ordnung in sein Schwert stürzt mit den Worten:

„Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni“ und wenn ein konstitutionell Depressiver, lediglich von seiner Schwermut getrieben, seinem Leben ein Ende macht. Die „Gebrochenheit des Wesens“, die dem christlichen Frommen aus dem Bewußtsein seiner Sündenlast und seiner Erlösungsbedürftigkeit durch göttliche Gnadeneinwirkung eignet, ist nicht dasselbe wie die asthenische Insuffizienz des psychopathischen Schwächlings. Man könnte noch viele Beispiele aufzählen. Entscheidend ist, daß für die psychopathische Disharmonie ausschlaggebend ist die Fehlanlage der vitalseelischen Persönlichkeitsfremden Organisation, welche schicksalhaft innere oder äußere Konflikte heraufbeschwört, während die anderen ihr sinnvolles Motiv in dem Triebfeder system der Persönlichkeit, des Ich, einerseits, in dem besonderen umgebenden Kulturmilieu andererseits haben. Jene ist der Ausdruck einer nicht weiter verständlich ableitbaren, im Vitalen verankerten Gefährdungsstruktur, die nur mit biologischen Wertkategorien zu fassen ist, diese haben einen vom Biologischen her nicht zu erhellenden, von ihm unabhängigen geistigen „Sinn“, welcher allein an Kulturmaßstäben orientiert werden darf.

Damit sind wir am Ende unserer Ausführungen angelangt. Sie waren geleitet von dem Bestreben, eine reinliche Scheidung zwischen einer biologischen und einer geisteswissenschaftlich-verstehenden Betrachtungsweise der menschlichen Psyche durchzuführen. Ihre strenge Auseinanderhaltung gehört zu den notwendigen methodischen Grundlagen der Psychopathologie. Sie bewährt sich vor allem bei der Behandlung des Psychopathieproblems, dem man nur gerecht wird, wenn man es unter einem biologischen Aspekt betrachtet. Dies ist aber nur möglich unter Zuhilfenahme einer Schichtbetrachtung des Seelischen, welche die Herauslösung der vitalen, d. h. unmittelbar im biologischen Geschehen verwurzelten seelischen Vorgänge und Zustände gestattet.

Literaturverzeichnis.

Gruhle, H. W.: Psychologie des Abnormen. München 1922. — *Allg. Z. Psychiatr.* **114** (1940). — *Fortschr. Neur.* **146** (1942). — *Hinrichsen, O.:* *Z. Neur.* **144** (1933). — *Jaspers, K.:* Allgemeine Psychopathologie, 3. Aufl. Berlin 1923. — Psychologie der Weltanschauung, 3. Aufl. Berlin 1925. — *Koch, J. L. A.:* Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Ravensburg 1891—1893. — *Kretschmer, E.:* Medizinische Psychologie. Leipzig 1939. — *Lersch, Ph.:* Der Aufbau des Charakters. Leipzig 1938. — *Mauz, F.:* *Allg. Z. Psychiatr.* **113** (1939). — *Mezger:* *Mscr. Kriminalbiol.* **30** (1939). — *Panse, F.:* Erbpathologie der Psychopathien. Handbuch der Erbpathologie des Menschen, Bd. 5. Berlin 1939. — *Rothacker, E.:* Die Schichten der Persönlichkeit. Leipzig 1941. — *Scheler, M.:* Die Idole der Selbsterkenntnis in „Umsturz der Werte“, Bd. 2. Leipzig 1923. — Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Halle 1927. — Wesen und Formen der Sympathie. Bonn 1931. — *Schneider, K.:* *Z. Neur.* **59** (1920). — Die psychopathischen Persönlichkeiten. Wien 1942. — *Schröder, P.:* *Münch. med. Wschr.* **1933**. — *Spranger, E.:* Psychologie des Jugendzeitalters, 17. Aufl. Leipzig 1925. — Lebensformen, 7. Aufl. Halle 1930.